

**„Herzlich grüssend und Heil Hitler!“ –  
Der Briefwechsel der Bibliothekare Georg  
Leyh und Karl Preisendanz während der Zeit  
des Nationalsozialismus**

**Mario Hütte**

**2021**

**Stand: 14.9.2021**

**Abstract:**

Die Bibliothekare Georg Leyh (1877-1968), Direktor der Universitätsbibliothek Tübingen 1921-1947, und Karl Preisendanz (1883-1968), Direktor der Universitätsbibliothek Heidelberg 1935-1945, standen während der Zeit des Nationalsozialismus in engem brieflichen Kontakt. Die in den Nachlässen von Leyh (Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz) und Preisendanz (Universitätsbibliothek Heidelberg) überlieferte Korrespondenz stellt eine bedeutende Quelle zur neueren Bibliotheksgeschichte dar. Für diese Studie wurden insgesamt 165 Briefe ausgewertet, die sowohl berufliche als auch private Themen behandeln. Die Untersuchung gibt Aufschluss über biographische Aspekte, das Verhältnis der beiden Korrespondenten zueinander und liefert Erkenntnisse zum Zustand des wissenschaftlichen Bibliothekswesens in Diktatur und Krieg.

The librarians Georg Leyh (1877-1968), director of the Tübingen University Library 1921-1947, and Karl Preisendanz (1883-1968), director of the Heidelberg University Library 1935-1945, were in close correspondence during the National Socialist era. The correspondence preserved in the estates of Leyh (Staatsbibliothek zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz) and Preisendanz (Heidelberg University Library) represents an important source for recent library history. For the present study, a total of 165 letters were analysed, covering both professional and private topics. The study provides information on biographical aspects, the relationship of the two correspondents to each other and provides insights into the state of academic librarianship during dictatorship and war.

## Inhalt

1.	Einleitung .....	3
1.1	Untersuchungsgegenstand und Fragestellungen .....	3
1.2	Zeitgeschichtlicher Kontext: Das wissenschaftliche Bibliothekswesen im Nationalsozialismus ....	5
1.3	Briefverkehr und Briefzensur im „Dritten Reich“ .....	7
2.	Karl Preisendanz: Ein Wissenschaftler als Bibliothekar .....	8
2.1	Parteieintritt und Ruf nach Heidelberg .....	8
2.2	Der Berufsweg eines Zaudernden, Teil 1 .....	11
2.3	Der Berufsweg eines Zaudernden, Teil 2 .....	14
2.4	Berufung in den Reichsbeirat für Bibliotheksangelegenheiten .....	17
2.5	Preisendanz' Demission nach Kriegsende .....	18
2.6	Preisendanz' Selbstbild: Die „stille Handschriftenklausur“ als Sehnsuchtsort .....	22
3.	Georg Leyh: Ein Bibliothekar als moralische Instanz .....	25
3.1	Die verhinderte Karriere des Georg Leyh .....	25
3.2	Politische Einstellung .....	27
3.3	Der „Führer der deutschen Bibliothekare“: Abrechnung mit den Bibliotheksfunktionären .....	29
3.4	„Von einer ganz ursprünglichen Genialität“: Beim Generalgouverneur Hans Frank in Krakau ...	32
3.5	Zentralblatt für Bibliothekswesen und Handbuch der Bibliothekswissenschaft .....	33
3.6	Bibliothekspolitik .....	35
4.	Zum Verhältnis von Georg Leyh und Karl Preisendanz .....	40
4.1	Rückschlüsse aus äußerer Form und Charakteristika der Briefe .....	41
4.2	Motivation für den Briefwechsel .....	44
4.3	Private Inhalte .....	45
4.4	Welchen Einfluss hatte die Zensur auf den Briefwechsel? .....	47
5.	Menschen und Bücher im Krieg .....	49
5.1	Ansichten zum Krieg und persönliches Kriegserleben: Karl Preisendanz .....	49
5.2	Ansichten zum Krieg und persönliches Kriegserleben: Georg Leyh .....	52
5.3	Mangel, Verluste, Einschränkungen: Die Bibliotheken in den Kriegsjahren .....	54
5.4	Auslagerung von Bibliotheksbeständen .....	58
6.	Zusammenfassung .....	61
7.	Quellen und Literatur .....	64
7.1	Archivalien .....	64
7.2	Gesetze und Verordnungen .....	64
7.3	Nachschlagewerke .....	64
7.4	Literatur .....	64

## 1. Einleitung

Briefe wissenschaftlicher Bibliothekare sind selten Gegenstand der Forschung, insbesondere wenn es um die Zeit des Deutschen Reiches zwischen 1871 und 1945 geht. Eine Bestandsaufnahme fällt dementsprechend bescheiden aus. Harro Heim wählte für eine kleine Edition zwölf Briefe deutscher Bibliothekare, u.a. von Adolf von Harnack (1851-1930) und Fritz Milkau (1859-1934), aus. Die Autographen stammen sämtlich aus der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, besitzen aber keinen inneren Bezug zueinander.<sup>1</sup> Von Werner Schochow liegt eine Studie zu Emil Gratzl (1877-1957) vor, die auf den Briefen Gratzls an Georg Leyh zwischen 1922 und 1956 basiert, die Gegenbriefe Leyhs allerdings nicht berücksichtigt.<sup>2</sup> Weiterhin zu nennen ist der kurze Beitrag über die Briefe von Paul Schwenke (1853-1921) an seinen Mentor Karl Dziatzko (1842-1903) aus den Jahren 1887 bis 1903, den Helmut Kind anlässlich eines Symposiums zu Schwenke präsentierte.<sup>3</sup>

Nachlässe von Bibliothekaren mit Briefen aus der NS-Zeit sind unter anderem in der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) und in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (SBB PK) überliefert, wobei insbesondere der umfangreiche Nachlass von Georg Leyh zahlreiche Briefe von Fachkollegen enthält.<sup>4</sup>

### 1.1 Untersuchungsgegenstand und Fragestellungen

Die hier behandelten Briefe bilden den Hauptteil der Korrespondenz zwischen Georg Leyh und Karl Preisendanz, die sich auf den Zeitraum zwischen 1934 und 1955 erstreckt. Bewusst verzichtet wurde auf Autographen aus der Zeit nach 1945 sowie auf Grußkarten und Eingangsbestätigungen ohne weiteren Inhalt. Untersucht wurden insgesamt 165 Briefe, 92 von Karl Preisendanz und 73 von Georg Leyh. Bedeutung erlangt dieser Briefwechsel durch seinen Umfang, den abgedeckten Zeitraum und die Stellung der Korrespondenten. Als Direktoren von Universitätsbibliotheken verkehrten Leyh und Preisendanz mit Entscheidungsträgern des NS-Staates und hatten Zugriff auf wichtige Informationen.

Die Schreiben von Preisendanz sind Teil des Nachlasses von Leyh, der in der Berliner Staatsbibliothek aufbewahrt wird, während Leyhs Briefe umgekehrt Bestandteil von Preisendanz' Nachlass sind, der in der Universitätsbibliothek Heidelberg (UB HD) überliefert ist. Der Nachlass von Karl Preisendanz wurde

---

<sup>1</sup> Heim, Briefe deutscher Bibliothekare. In: Weber, Bibliothek und Buch in Geschichte und Gegenwart, 1976.

<sup>2</sup> Schochow, Die Bibliothek „als eine in musterhafter Ordnung befindliche Anstalt“. In: BFB, 1985, S. 122-146.

<sup>3</sup> Kind, Aus der Welt der Bibliothekare. In: BuW, 2005, S. 85-98.

<sup>4</sup> Die Liste von Leyhs Briefpartnern zu der Korrespondenz aus seinem Nachlass (SBB PK, Nachlass Leyh, Kasten XXXVI) liest sich wie ein Who's who der deutschen und internationalen Bibliothekswelt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Nach der Anzahl der Schreiben ragen seine engen Freunde Emil Gratzl (636 Blatt) und Fritz Milkau (209 Briefe) heraus.

vollständig in der Datenbank Kalliope nachgewiesen und erschlossen<sup>5</sup>, während zu Leyhs Nachlass bislang nur ein gedrucktes Bestandsverzeichnis in der SBB PK vorliegt.

Einige der Briefe existieren ausschließlich als Durchschlag im Nachlass des Absenders, andere sind als Original und Durchschlag in beiden Nachlässen vorhanden. Konkrete Hinweise auf fehlende Dokumente gibt es nicht. Gleichwohl kann nicht ausgeschlossen werden, dass einzelne Schreiben verlorengegangen sind bzw. von Leyh oder Preisendanz gezielt vernichtet wurden. Darüber hinaus sind mehrere Briefe unvollständig. Alle Autographen sind datiert; bei einer geringen Zahl wurden die Datumsangaben vom Nachlassbearbeiter nachträglich ermittelt und hinzugefügt.

Die Briefe wurden auf Basis der vorliegenden Digitalisate transkribiert, wobei Namen, Begriffe, Zitate und Ereignisse abgeklärt wurden, und im Anschluss nach formalen und inhaltlichen Kriterien erschlossen.

Da es sich um eine bibliotheksgeschichtliche Arbeit handelt, liegt der Wert der Briefe wesentlich in ihrer Eigenschaft als autobiographische Dokumente, in denen der Schreibende Einblicke in seine Persönlichkeit und seine individuelle Sicht auf das Zeitgeschehen gibt. Ein Briefwechsel verspricht darüber hinaus Erkenntnisse über die Art der Beziehung zwischen den Korrespondenten.<sup>6</sup> Aus diesen drei Betrachtungsebenen lassen sich die Fragestellungen für die Untersuchung ableiten:

Zunächst ist von Interesse, welche neuen biographischen Aspekte zu Leyh und Preisendanz sich in der Korrespondenz aufzeigen lassen: Welche Charaktereigenschaften treten hervor, wie verlief ihre Karriere und was kennzeichnete ihre Ansicht zu Politik und Krieg?

Im Hinblick auf die Beziehung zwischen den beiden Bibliothekaren soll analysiert werden, wie diese ausgeprägt war und ob sich eine Entwicklung über die Zeit beobachten lässt: Welche Gemeinsamkeiten lassen sich feststellen, was verband Karl Preisendanz und Georg Leyh und wie vertrauensvoll war ihr Verhältnis?

Und schließlich ist zu fragen, welche Erkenntnisse zum wissenschaftlichen Bibliothekswesens in Diktatur und Krieg aus dem Briefwechsel abgeleitet werden können: Welche fachlichen Themen dominierten und welchen Problemen sahen sich die Bibliotheken gegenüber?

---

<sup>5</sup> Vgl. Zwischen „Anthologia Palatina“ und Zauberpapyri: Erschließung, Erhaltung und Bereitstellung des Nachlasses des Papyrologen und Bibliothekars Karl Preisendanz (1883-1968) im Bestand der Universitätsbibliothek Heidelberg. Verfügbar unter: [https://www.ub.uni-heidelberg.de/wir/projekt\\_preisendanz.html](https://www.ub.uni-heidelberg.de/wir/projekt_preisendanz.html) [Zugriff am 01.05.2021].

<sup>6</sup> Vgl. Budde, Geschichtswissenschaft. In: Matthews-Schlinzig et al, Handbuch Brief, 2020, S. 61-80, hier S. 61.

## 1.2 Zeitgeschichtlicher Kontext: Das wissenschaftliche Bibliothekswesen im Nationalsozialismus

Dem zur „Waffe des Geistes“ stilisierten Buch kam im „Dritten Reich“ eine zentrale Bedeutung bei der Verbreitung der nationalsozialistischen Ideologie zu. Bibliotheken erfüllten in diesem Sinne die Rolle von „Waffenarsenalen“, die alle Berufs- und Altersgruppen mit der für sie geeigneten NS-Literatur versorgen und mit den nationalsozialistischen Leitideen vertraut machen sollten. Insofern verwundert es nicht, dass auch das wissenschaftliche Bibliothekswesen im Deutschen Reich unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten spürbaren staatlichen Eingriffen unterlag. So kam es ab 1933 zu personellen „Säuberungen“ unter jüdischen und als politisch unzuverlässig eingestuften Bibliothekaren. Im weiteren Verlauf der NS-Diktatur wurde die bibliothekarische Ausbildung für das gesamte Reichsgebiet durch eine gemäß der herrschenden Weltanschauung ausgerichteten Ausbildungs- und Prüfungsordnung neu ausgerichtet. Für Menschen jüdischer Abstammung wurde die Benutzung wissenschaftlicher Bibliotheken zunehmend eingeschränkt und schließlich verboten. Weitere Schritte umfassten die „Säuberung“ der Bestände von „verbotener und unliebsamer Literatur“ und der Aufbau von Mustersammlungen zur NS-Literatur.<sup>7</sup>

Eingeleitet und gesteuert wurden die Maßnahmen von Berlin aus, wo 1934 das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (REM) gegründet wurde, das unter Ausschaltung der föderalen Prinzipien weitgehende Kompetenzen in den Bereichen Bildung und Wissenschaft erhielt. Ebenso wie in anderen Teilen des Staatswesens, machten sich die Nationalsozialisten unmittelbar nach der Machtübernahme daran, das wissenschaftliche Bibliothekswesen zu zentralisieren, wodurch die Kultusministerien der Länder in den Rang einer Mittelbehörde zurückgestuft wurden. Zu diesem Zweck wurde innerhalb des Amtes Wissenschaft im REM das Referat für Bibliothekswesen eingerichtet, zu dessen Leiter Rudolf Kummer (1896-1987) bestellt wurde. Kummer, seit 1922 NSDAP-Mitglied und an Hitlers Marsch auf die Feldherrnhalle beteiligt, war zuvor als Bibliotheksrat an der Bayerischen Staatsbibliothek in München beschäftigt. Den neuen Machthabern empfahl sich Kummer vor allem durch den Aufbau einer „Juden-Kartei“ beim „Sachverständigen für Rasseforschung“, die den NS-Behörden die systematische Identifizierung und Verfolgung jüdischer Autoren und Wissenschaftler ermöglichte. In der Behörde von Reichsminister Bernhard Rust hatte Kummer ab 1935 maßgeblichen Einfluss bei bibliothekspolitischen Sach- und Personalentscheidungen, war Mitglied in allen wichtigen Fachgremien und pflegte enge Kontakte in die Dienststellen anderer Behörden und der NSDAP.<sup>8</sup>

---

<sup>7</sup> Vgl. Happel, Das wissenschaftliche Bibliothekswesen im Nationalsozialismus, 1989, S. 27 ff u. S. 85 ff.

<sup>8</sup> Zu Kummer s. Happel (wie Anm. 7), S. 45-47 u. Flachowsky, Wissenschafts- und Bibliothekspolitik 1933 bis 1945. In: Saur/Hollender, Selbstbehauptung – Anpassung – Gleichschaltung – Verstrickung, 2014. S. 35-68, hier S. 41 ff.

Vorgeschlagen worden war Kummer durch Hugo Andres Krüß (1879-1945), der seit 1925 der Preußischen Staatsbibliothek als Generaldirektor vorstand. Krüß hatte keine bibliothekarische Ausbildung durchlaufen, sondern war als Ministerialdirektor aus der Wissenschaftsabteilung des Preußischen Kultusministeriums an die PSB gewechselt. Obgleich er erst 1940 Parteimitglied wurde, sympathisierte er mit dem Regime und teilte dessen antidemokratische Haltung. Dienlich waren den Nationalsozialisten vor allem in den Vorkriegsjahren seine internationalen Verbindungen, um das deutsche Bibliothekswesen im Ausland positiv darstellen zu können.<sup>9</sup>

Kummer und Krüß bestimmten die Bibliothekspolitik im nationalsozialistischen Deutschland maßgeblich und konzentrierten wesentliche Einrichtungen, Gremien und Funktionen des wissenschaftlichen Bibliothekswesens in Berlin. Vor allem Krüß setzte sich dafür ein, dass die bibliotheksbezogenen Institutionen der 1920 gegründeten Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, die Reichstauschstelle, das Beschaffungssamt der Deutschen Bibliotheken sowie der Deutsch-Ausländische Buchtausch, 1934 in die Preußischen Staatsbibliothek eingegliedert wurden.<sup>10</sup> Darüber hinaus war das größte bibliothekarische Gemeinschaftsvorhaben der NS-Zeit, die Erstellung des Deutschen Gesamtkatalogs, an der PSB Berlin angesiedelt.

Auch der auf Anregung Kummers 1936 gegründete Reichsbeirat für Bibliotheksangelegenheiten traf sich laut Satzung vorzugsweise an der Staatsbibliothek in Berlin und hatte mit Krüß und seinem Ersten Direktor Joseph Becker (1883-1949) gleich zwei Mitglieder, die in führender Position an der PSB tätig waren. Der Ausschuss bereitete Entscheidungen des REM zu fachspezifischen Fragen vor, tagte allerdings nur sechs Mal.<sup>11</sup> Neben Kummer, Krüß und Becker sind als weitere bedeutende Mitglieder Rudolf Buttman (1885-1947), Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek, Karl Julius Hartmann (1893-1967), Direktor der UB Göttingen, und Paul Heigl (1887-1945)<sup>12</sup>, der nach der Annexion Österreichs zum Generaldirektor der Nationalbibliothek in Wien berufen wurde, zu nennen.<sup>13</sup> Zwar ohne Sitz im Beirat aber allein durch seine Position im Berliner Machtzentrum schon mit Einfluss ausgestattet, war Gustav Abb (1886-1945), der Direktor der UB Berlin. Der innere Kreis von Bibliotheksfunktionären konnte seine führende Stellung mit der Expansion des Deutschen Reiches im Zweiten Weltkrieg noch weiter ausbauen. So wurde Krüß, Becker, Abb, Heigl und Hartmann 1940-41 die Verantwortung über

---

<sup>9</sup> Zu Krüß s. Happel, 1989, S. 56-60 u. ausführlich Briel, Hugo Andres Krüß – preußischer Beamter im NS-Staat. In: Saur/Hollender, 2014, S. 97-120.

<sup>10</sup> Vgl. hierzu ausführlich: Briel, Beschlagnahmt, erpresst, erbeutet, 2013, insbes. S. 39 ff.

<sup>11</sup> Vgl. Komorowski, Die Tagungsprotokolle des Reichsbeirats für Bibliotheksangelegenheiten (1937-1943). In: BFP, 1992, S. 66-98, hier S. 67 f.

<sup>12</sup> Zu Heigl s. Köstner, Paul Heigl (1887-1945). In: Hruza, Österreichische Historiker 1900-1945, 2008, S. 569-595.

<sup>13</sup> Die biographischen Angaben aller erwähnten Bibliothekare, die über die reinen Lebensdaten hinausgehen, sind, soweit nicht anders angegeben, entnommen: Habermann/Klemmt/Siefkes: Lexikon deutscher wissenschaftlicher Bibliothekare 1925-1980, 1985.

die wissenschaftlichen Bibliotheken in weiten Teilen der besetzten und annektierten Gebiete übertragen. Diese politisch führenden Mitglieder des wissenschaftlichen Bibliothekswesens erlebten eine bibliothekarische Sozialisation in den 1920er-Jahren, zum Teil auch früher, sowie eine Identifikation mit oder zumindest eine opportunistische Anpassung an das neue Regime.<sup>14</sup>

### 1.3 Briefverkehr und Briefzensur im „Dritten Reich“

Das Schreiben von Briefen war in der NS-Zeit die wichtigste Kommunikationsmöglichkeit über die Distanz. Durch verschiedene organisatorisch-technische Entwicklungen wurde die Leistungsfähigkeit des Postbetriebs bereits in der Weimarer Republik ausgebaut, so dass Briefe nun deutlich schneller und mehrmals täglich ausgeliefert werden konnten.<sup>15</sup>

Nach dem Reichstagsbrand im Februar 1933 wurde die in Artikel 117 der Weimarer Reichsverfassung garantierte Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses durch die „Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat“ außer Kraft gesetzt. Die in mehreren Durchführungsverordnungen geregelten Maßnahmen, die auch das Fernsprecheheimnis betrafen, zielten vordergründig gegen Spionage, kommunistische Umsturzpläne sowie weitere gegen die staatliche Ordnung gerichtete Handlungen. Ab 1934 war neben den Kreispolizeibehörden auch die Gestapo befugt, den Brief- und Telefonverkehr zu überwachen. Zu beschlagnahmende Postsendungen wurden dabei durch die Briefträger aussortiert und über die vorgesetzten Postbeamten an die Gestapo weitergeleitet. Insbesondere die Auslandspost wurde überwacht und der Briefverkehr mit dem „feindlichen Ausland“ zu Beginn des Zweiten Weltkriegs unter Strafe gestellt.<sup>16</sup>

Auch wenn eine flächendeckende Überwachung des innerdeutschen Postverkehrs im Nationalsozialismus aufgrund des hohen Briefaufkommens kaum möglich gewesen sein dürfte, reichten die Existenz der Postzensur und ihr Wissen darüber grundsätzlich aus, damit die Verfasser von Briefen ihr Schreibverhalten anpassten. Diese Selbstzensur konnte sich im Weglassen, Verschleiern oder im Kodieren brisanter Inhalte äußern.<sup>17</sup> Eine kritische Auseinandersetzung mit den Inhalten des vorliegenden Briefwechsels muss damit auch vor dem Hintergrund einer bestehenden Postzensur im „Dritten Reich“ und dem möglichen Bewusstsein der beiden Korrespondenten hierüber erfolgen.

---

<sup>14</sup> Vgl. Enderle, Kontinuität der Krise, Krise der Kontinuität? In: BFP, 2017, S. 330-352, hier S. 336-338. Enderle fasst die Führungsgruppe der Bibliothekare mit politischem Einfluss etwas größer.

<sup>15</sup> Vgl. Pauschardt, Rationalisierung – Optimierung. Neue Wege in der Briefbeförderung in der Weimarer Republik. In: Beyrer, Der Brief, eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation, 1997, S. 120-127.

<sup>16</sup> Vgl. Lotz, Die Deutsche Reichspost 1933-1945, Bd. 1, 1999, S. 172-175.

<sup>17</sup> Vgl. Hartig, Briefe als Zugang zu einer Alltagsgeschichte des Nationalsozialismus. Hier: Innere Zensur oder Selbstzensur, 2017.



## 2. Karl Preisendanz: Ein Wissenschaftler als Bibliothekar

### 2.1 Parteieintritt und Ruf nach Heidelberg

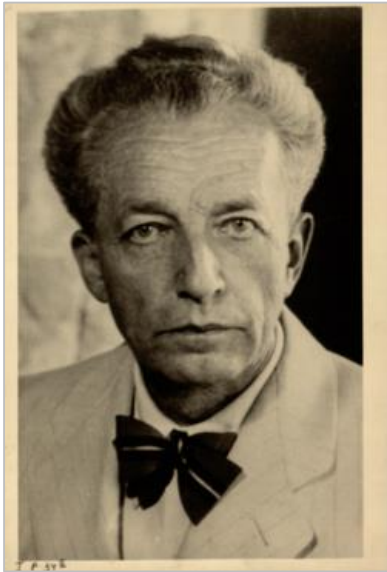


Abbildung 1: Karl Preisendanz  
(Foto: UB Heidelberg)

Karl Preisendanz wurde 1883 in Ellmendingen bei Pforzheim als Sohn eines Lehrers geboren und schrieb sich im Anschluss an seine Schulzeit in Karlsruhe 1902 für das Studium der klassischen Philologie an der Universität Heidelberg ein. Bereits ein Jahr später folgte er seinem Lehrer Otto Crusius (1857-1918) nach München, wo er 1906 seine Promotion und im Jahr darauf sein Staatsexamen abschloss. Angeregt durch Crusius widmete er sich der Handschriftenforschung, trat aber 1908 zunächst in den badischen Schuldienst ein, um sich zwei Jahre später für wissenschaftliche Forschungen beurlauben zu lassen. Nach seiner Ernennung zum Professor wurde er 1916 als Leiter der Handschriftenabteilung an die Badische Landesbibliothek (BLB) nach Karlsruhe berufen, deren Direktor er 1934 wurde.<sup>18</sup>

1935 wird Preisendanz zum Direktor an der UB Heidelberg bestellt und in einem seiner ersten Briefe an Georg Leyh schreibt er:

Unser Kultusministerium hat mich schon seit sehr langer Zeit zur Nachfolge Sillibs in Heidelb.[erg] bestimmt, aber die Wege zur Bestätigung nach Berlin waren sehr weit, und so traf die vom Reichsministerium erbetene Anerkennung erst jetzt ein. [...] Ich bin gebeten, den Dienst in Hdb [Heidelberg] schon zum 1. August [1935, MH] anzutreten, um das schon zu lange Interregnum nicht noch weiter zu verlängern.<sup>19</sup>

Da absehbar war, dass Karl Rudolf Sillib (1869-1946) im Jahr 1934 die Pensionsaltersgrenze erreichen würde, hatte man sich im Kultusministerium in Karlsruhe offensichtlich frühzeitig um die Nachfolge für die Leitung der UB Heidelberg gekümmert und eine entsprechende Absprache mit Preisendanz bereits 1932 getroffen.<sup>20</sup> Der Staat von 1932 bestand im Jahr 1935 allerdings nicht mehr und trotz der Tatsache, dass die UB direkt dem Badischen Kultusministerium und nicht der Universität unterstellt war<sup>21</sup>, mischte sich der Heidelberger Rektor, Wilhelm Groh (1890-1964), in die Personalentscheidung ein. Groh, ein überzeugter Nationalsozialist, hatte Vorbehalte gegenüber Preisendanz und lehnte dessen

<sup>18</sup> Vgl. Seider, Karl Preisendanz. In: BuW, 1970, S. 11-23.

<sup>19</sup> Preisendanz an Leyh, 03.07.1935, SBB PK, Bl. 10.

<sup>20</sup> Preisendanz schrieb 1942, dass ihm bereits vor zehn Jahren „Heidelberg winkte“. Preisendanz an Leyh, 16.07.1942, SBB PK, Bl. 126.

<sup>21</sup> Vgl. Müller, Die Universitätsbibliothek Heidelberg im Dritten Reich. In: Toussaint, Die Universitätsbibliotheken Heidelberg, Jena und Köln unter dem Nationalsozialismus, 1989, S. 11-89, hier S. 29.

Bewerbung ab. Da Karl Preisendanz selbst Parteimitglied war, legte ihm Groh jedoch nicht seine politische Einstellung zur Last, sondern eine zu einseitig philologische Prägung.<sup>22</sup>

Preisendanz' Parteieintritt, ist in den Heidelberger Rektoratsakten auf dem 28.4.1933<sup>23</sup> und in der NSDAP-Zentralkartei auf dem 1.5.1933<sup>24</sup> datiert. Unabhängig vom genauen Termin fällt Preisendanz' Eintrittstag damit in den kurzen Zeitraum zwischen der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30.1. („Machergreifung“) und der mit Wirkung zum 1.5.1933 erlassenen Aufnahmesperre der NSDAP für neue Mitglieder. Wer in diesen Monaten in die Partei eintrat, wurde von den Altmitgliedern ironisch als „Märzgefallener“ bezeichnet und verdächtigt, diesen Schritt nicht aus Überzeugung, sondern aus opportunistischen Motiven vollzogen zu haben.<sup>25</sup> Zu seinen Beweggründen schrieb Preisendanz kurz nach Kriegsende an Leyh:

Von mir war's eben s[einer].z[eit]. eine blöde Übereilung und Ängstlichkeit, an der m[ei]/n Schwiegervater schuld war, der sich als langjähr.[iges] Mitglied der Soz.[ial] Dem.[okratischen] Partei (41 Jahre) bedroht fühlte u. verhindern wollte, daß ich in m[eine]/r Laufbahn auch die Folgen davon verspüren sollte. Aber einerlei – ich hätte vermutlich mich späterhin doch sowieso entschließen müssen.<sup>26</sup>

Folgt man Preisendanz' Einlassung, waren die SPD-Mitgliedschaft seines Schwiegervaters und die Furcht vor Repressionen die ausschlaggebenden Gründe für seinen Eintritt in die NSDAP. Im November 1945 könnte dies allerdings auch eine Schutzbehauptung gewesen sein. Der letzte Satz des o.g. Zitats bezieht sich auf die Annahme von Preisendanz, dass seine Parteimitgliedschaft Voraussetzung war, um 1934 und 1935 die Leitungspositionen der Bibliotheken in Karlsruhe und Heidelberg übernehmen zu können bzw. notwendig war, um nicht entlassen oder zurückgestuft zu werden. Auch Armin Schlechter geht davon aus, dass „de facto die Parteizugehörigkeit Voraussetzung für seine Ernennung zum Karlsruher Bibliotheksdirektor gewesen“ ist.<sup>27</sup> Nun könnte man meinen, die Tatsache, dass Friedrich Lautenschlager (1890-1955), Preisendanz' Nachfolger als Direktor der Badischen Landesbibliothek, bei seiner Amtsübernahme 1935 kein Parteimitglied, war, spräche für eine gegenteilige Besetzungspolitik. Tatsächlich verzögerte aber eben dieses Faktum Lautenschlagers Berufung und er trat schließlich 1941 noch der NSDAP bei.<sup>28</sup> Zur Berufungspraxis an den Universitätsbibliotheken konnten Hans-Gerd Happel und Sören Flachowsky nachweisen, dass bei Neubesetzungen in der Regel ein Bewerber mit Parteibuch

---

<sup>22</sup> Ebd., S. 21.

<sup>23</sup> Ebd., S. 22.

<sup>24</sup> Happel, 1989, S. 134, FN 32.

<sup>25</sup> Vgl. Falter, Hitlers Parteigenossen, 2020, S. 75 f.

<sup>26</sup> Preisendanz an Leyh, 07.11.1945, SBB PK, Bl. 211.

<sup>27</sup> Schlechter, Die Universitätsbibliothek. In: Eckart/Sellin/Wolgast, Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, 2006, S. 95-122, hier S. 100.

<sup>28</sup> Vgl. Syré, Die Badische Landesbibliothek im Zweiten Weltkrieg. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 2006, S. 493-515, hier S. 513.

ausgewählt wurde.<sup>29</sup> Dazu kommt, dass die Stadt Heidelberg bereits seit Ende der 1920er Jahre als NS-Hochburg und die Universität als prototypisch im nationalsozialistischen Sinn galt<sup>30</sup> und in diesem Milieu die Berufung eines Kandidaten ohne Parteimitgliedschaft unwahrscheinlich gewesen sein dürfte. Einen Hinweis auf Preisendanz' geringes Interesse an politischen Fragen findet sich im Zusammenhang mit der Berufung in den Reichsbeirat für Bibliotheksangelegenheiten. Dort äußerte er, sich sehr wenig um „Exteriora“, d.h. Politik, zu kümmern und bezeichnet sich selbst als „Zôon totaliter apolitikón“, also als ganz und gar unpolitisches Wesen.<sup>31</sup> Auch für die praktische politische Arbeit innerhalb der Partei entwickelte Karl Preisendanz keine ausgeprägte Neigung, wie die folgende Schilderung seiner Tätigkeit als Blockwart zeigt:

Gestern Mittag mußte ich mich an der Straßensammlung beteiligen, die rechtschaffen ermüdet hat. Ich hatte lauter Häuser mit hohen Treppen, und dazu einen großen Block – ich bekam 100 Abzeichen ausgehändigt. 60 gingen ab. Heute morgen mußte ich meine pol.[itische] Leiterpflicht erledigen und in meinem Block Beiträge kassieren ... auch das macht müd, schon das viele Reden mit den Leuten. Seit einiger Zeit muß ich praktisch tüchtig mit zugreifen, mein Vormann ist eingezogen. Das nimmt auch immer ganze Abende weg für Appelle und Versammlung der pol. Leiter oder der Ortsgruppe. Wenn man mich nur nicht noch bittet, Vorträge zu spenden. Das ginge über meine Möglichkeiten! Trotz der schönen Uniform, die ich zu Weihnachten bekam – Frowine würde staunen (und wer weiß, vielleicht auch ihr Vater!!). Ja, das wird sehr gewünscht, so selten man die Uniform eigentlich tragen kann und darf. Ich hätt es nicht gedacht, daß ich auf meine sogen.[annt]en alten Tage noch einmal zu einer Uniform mit goldbetreßter hohen Mütze käme!!<sup>32</sup>

Der Episode kann man entnehmen, dass Preisendanz seine Tätigkeit für die Partei, als zu erfüllende Pflicht betrachtete, für die er aber keine Begeisterung empfand und die ihn darüber hinaus Kraft und Zeit kostete, was er beides dringend für die Erledigung seiner wissenschaftlichen Arbeiten benötigte. Positiv erwähnt er nur seine Parteiuniform, mit der er glaubte, Leyh und dessen Tochter Frowine beeindruckt zu können.

Preisendanz setzte sich im Bewerbungsverfahren schließlich gegen die aktiven NSDAP-Mitglieder Joachim Kirchner (1890-1978) und Richard Oehler (1878-1948) durch und wurde zum Direktor der UB

---

<sup>29</sup> Vgl. die Übersichten in Happel, 1989, S. 30 u. Flachowsky, 2014, S. 64-67.

<sup>30</sup> Vgl. Müller, 1989, S. 14 u 19.

<sup>31</sup> Preisendanz an Leyh, 07.03.1942, SBB PK, Bl. 119.

<sup>32</sup> Preisendanz an Leyh, 07.01.1940, SBB PK, Bl. 67.

Heidelberg bestellt.<sup>33</sup> Nach seiner Berufung führte Preisendanz für einige Monate parallel die Direktionsgeschäfte an der BLB weiter und war zwei Tage in der Woche vor Ort in Karlsruhe<sup>34</sup>, bis Friedrich Lautenschlager im März 1936 zum Direktor der Badischen Landesbibliothek ernannt wurde. Georg Leyh gratulierte Preisendanz umgehend zu seiner Berufung nach Heidelberg, die er augenscheinlich sehr befürwortete: „Hier kommt doch endlich einmal wieder der rechte Mann an die rechte Stelle.“<sup>35</sup>

## 2.2 Der Berufsweg eines Zaudernden, Teil 1

Unmittelbar nach dem militärischen Sieg über Frankreich wurde Robert Wagner (1895-1946), der Gauleiter und Reichsstatthalter von Baden, im Juni 1940 zum Chef der Zivilverwaltung (CdZ) des annektierten Elsass bestimmt. Im Zuge von Wagners aggressiver Germanisierungspolitik kam den elsässischen Bibliotheken eine zentrale Rolle zu und bereits im Juli wurde Franz Albert Schmitt (1895-1967), der Leiter der Stadtbibliothek Colmar, durch den CdZ zum „Beauftragten für das gesamte wissenschaftliche Bibliothekswesen im Elsaß“ sowie zum kommissarischen Leiter der Universitäts- und Landesbibliothek (ULB) Straßburg ernannt.<sup>36</sup> Nachdem sich Schmitt, der auch unter dem Namen „Schmitt-Claden“ bekannt war, zunächst um die Rückführung der evakuierten Straßburger Bestände gekümmert hatte, ging es schon bald um die Frage, wer die ULB dauerhaft leiten sollte. Neben Schmitt machte sich auch der langjährige Straßburger Oberbibliothekar Joseph Lefftz (1888-1977) Hoffnungen auf den Posten.<sup>37</sup>

Als sich zwischen den beiden Bewerbern zunächst keine Entscheidung abzeichnete, rückte auch Karl Preisendanz in den Kandidatenkreis. In seinem Brief an Leyh vom 12.11. schrieb er erstmals von „unsrer Sache“, die schwierig und vertraulich sei<sup>38</sup> und im weiteren Verlauf der Korrespondenz wird deutlich, dass es dabei um die Leitung der ULB Straßburg geht.

Im Dezember war Preisendanz für ein weiteres Gespräch in Straßburg, wohin das Kultusministerium mittlerweile umgesiedelt war, und kurz vor Weihnachten 1940 äußerte sich Preisendanz ausführlich zu der Besetzungsfrage und seinen Überlegungen:

Ich bin dabei auch gefragt worden, wie ich mich zu einer Übernahme der neuen Bibl.[iothek] in Str[aßburg] stellen würde. Was ich Ihnen, lieber Freund, aber nur ganz persönlich im Vertrauen sagen darf und kann. Ich habe dann auch offen gesagt, daß das für mich im praktischen Fall eine Geld- und Gehaltsfrage sein müsse, und ich hielt mit meiner Unzufriedenheit in dieser Hinsicht nicht zurück. Man sagte mir, ich brauche in dieser Beziehung keine Sorge zu haben, das würde sich gewiß machen lassen. Aber dennoch – ich bin nun schon 57 alt: soll ich mich

---

<sup>33</sup> Vgl. Schlechter, 2006, S. 99.

<sup>34</sup> Vgl. Preisendanz an Leyh, 02.08.1935 u. 17.10.1935, SBB PK, Bl. 13 u. 14.

<sup>35</sup> Leyh an Preisendanz, 04.07.1935, UB HD, Bl. 5.

<sup>36</sup> Vgl. Borchardt, Deutsche Bibliothekspolitik im Elsaß. In: Kaegbein/Vodosek, Staatliche Initiative und Bibliotheksentwicklung seit der Aufklärung, 1985, S.155-213, hier S. 179.

<sup>37</sup> Ebd., S. 182 f.

<sup>38</sup> Preisendanz an Leyh, 12.11.1940, SBB PK, Bl. 82.

für den Rest meiner Laufbahn so ausschließlich mit Aufbau und Organisation beschäftigen? Ja, wenn ich G. Leyh wäre, dann wohl ohne Bedenken!<sup>39</sup>

Preisendanz machte demnach die Aufbesserung seiner Bezüge zur Voraussetzung für einen Wechsel, hatte aber Vorbehalte und gab sich reserviert. Aus dem gleichen Brief geht hervor, dass er offenbar bereits eine Zusage aus Straßburg erhalten hatte und die UB Heidelberg ohne weiteres verlassen würde, jedoch aktiv keine Entscheidung treffen wollte:

Ich persönlich werde von mir aus nichts dazu tun – zweifellos würde man mich berufen, wenn ich mich offiziell auf diese Rücksprache hin meldete. Aber ich werde warten, bis man mich von der andern Seite ruft – sonst hab ich kein prae für die Erfüllung meiner persönlichen Forderungen. Aber wie gesagt: ich habe stärkste Hemmungen – wenn wir hier auch schlecht gestellt sind, verhungern werden wir ja doch nicht, und ich möchte mich in Str[aßburg] nicht etwa noch unbefriedigter von den Verhältnissen fühlen als hier. Von Hdbg [Heidelberg] trennen würde ich mich aber schmerzlos.<sup>40</sup>

Zu diesem Zeitpunkt waren bereits heftige Kompetenzstreitigkeiten um die neuzugründende Universität Straßburg ausgebrochen, die auch die Bibliothek betrafen. Gauleiter Wagner beanspruchte die alleinige Verantwortung für dieses Prestigeprojekt, stieß jedoch auf Widerstand beim Reichserziehungsministerium, das eine Sonderregelung nicht zulassen wollte, zumal Straßburg „Reichsuniversität“ werden und die zukünftige Parteielite ausbilden sollte.<sup>41</sup> Der Erste Direktor der Preußischen Staatsbibliothek, Joseph Becker, war bereits ins Elsass gereist, um den Standpunkt der Berliner Zentralstellen in dieser Angelegenheit darzulegen:

Begierig kann man noch sein über die Aktionen von Berlin. Becker war bereits in Str[aßburg], um die Beteiligung des Reichs an den Berufungen etc festzustellen. Aber was Berlin in diesem Fall erreicht, wird man bei der offenbar sehr energischen Haltung unseres Gauleiters mit einiger Spannung abwarten dürfen!<sup>42</sup>

Wagner bevorzugte einen Kandidaten aus dem Elsass und Preisendanz war augenscheinlich ein Kompromissvorschlag seines Kultusministeriums, da er aus dem „Schwestergau“ Baden kam<sup>43</sup>:

Es wird ein großes Gerenne geben nach und um Straßburg, warum weiß ich eigentlich gar nicht. Das erscheint mir gar nicht so begehrenswert für Leute, die mit ihrer gegenwärtigen Stellung halbwegs zufrieden sind. Ich fürchte, da gibt es manche Enttäuschungen! Auch um die Dir.

---

<sup>39</sup> Preisendanz an Leyh, 23.12.1940, SBB PK, Bl. 84.

<sup>40</sup> Ebd., Bl. 85.

<sup>41</sup> Vgl. Borchardt, 1985, S. 181.

<sup>42</sup> Preisendanz an Leyh, 23.12.1940, SBB PK, Bl. 85.

<sup>43</sup> Vgl. Möhler, Die Reichsuniversität Straßburg 1940-1944, 2020, S. 821.

Stelle reißt man sich natürlich in einer Menge von Gesuchen! Aber man wird von hier aus keinen aus dem Norden hereinlassen, sondern will alle Stellen nur aus Baden-Elsaß und aus Leuten bestreiten, die schon hier waren.<sup>44</sup>

Ende 1940 hatte der Referent für Bibliothekswesen im REM, Rudolf Kummer, ein Gutachten über Schmitt und Leffz sowie zu Alternativvorschlägen bei Joseph Becker in Auftrag gegeben. Albert Schmitt wurde darin abgeurteilt, u.a., weil er als Volksschullehrer ohne abgeschlossenes Bibliotheksexamen über keine adäquate Ausbildung verfügte.<sup>45</sup> Über diesen Punkt echauffierte sich der standesbewusste Georg Leyh und kritisierte gleichzeitig die NS-Personalpolitik:

Daß ein Volksschullehrer an die Spitze der Straßburger Bibliothek kommen soll, paßt zu dem anderen. Welches Maß von unsachlichem Denken gehört dazu, so etwas auch nur aus weitester Ferne zu erwägen! Und einen echten Bibliothekar mit einer umfassenden gelehrten Bildung u. Darstellungsgabe wie Eppelsheimer stellt man als völlig überflüssig kalt! Die Berater für das Ganze: zwei ausgesprochene Nicht-Bibliothekare!<sup>46</sup>

In Beckers Gutachten wurde Karl Julius Hartmann als „einer der besten und befähigsten deutschen Katalogfachleute“ hervorgehoben und auch Joseph Lefftz erhielt eine sehr gute Beurteilung.<sup>47</sup> Doch aus Berliner Sicht stand das Urteil wohl bereits fest und nachdem im April 1941 die Zuordnung der Reichsuniversität Straßburg zum Kompetenzbereich des Reichserziehungsministeriums per Führerentscheid geregelt wurde<sup>48</sup>, konnte das REM seinen Favoriten durchsetzen und Karl Julius Hartmann im Mai zum Leiter der ULB Straßburg bestellen<sup>49</sup>. Hartmann, der bisher in Göttingen nach Besoldungsgruppe 1d bezahlt wurde, wurde als Leiter der ULB Straßburg befördert, erhielt nun Bezüge entsprechend der Gruppe 1a<sup>50</sup> und war damit auf einer Stufe mit dem Ersten Direktor der PSB Berlin<sup>51</sup>. Preisendanz, dessen Besoldung als Direktor der UB Heidelberg der Gruppe 2a entsprach<sup>52</sup>, hätte für die

---

<sup>44</sup> Preisendanz an Leyh, 23.12.1940, SBB PK, Bl. 85.

<sup>45</sup> Vgl. Borchardt, 1985, S. 183.

<sup>46</sup> Leyh an Preisendanz, 04.02.1941, UB HD, Bl. 70. Hanns Wilhelm Eppelsheimer (1890-1972), wurde 1933 als Direktor der Hessischen Landesbibliothek Darmstadt aus politischen Gründen in den Ruhestand versetzt. Wen Leyh in diesem Zusammenhang als „Berater“ und „ausgesprochene Nicht-Bibliothekare“ bezeichnet, ist nicht eindeutig zu bestimmen, möglicherweise Gauleiter Wagner und Minister Schmittner.

<sup>47</sup> Vgl. Borchardt, 1985, S. 183f. Aus FN 217 geht hervor, dass der entsprechende Aktenvermerk Kummers auf den 29.1.1941 datiert ist.

<sup>48</sup> Vgl. Möhler, 2020, S. 726.

<sup>49</sup> Vgl. Borchardt, 1985, S. 184. Hartmann blieb allerdings Direktor der UB Göttingen und leitete die ULB Straßburg zusätzlich und nur kommissarisch. Es bleibt zudem unklar, ob er sich aktiv beworben hat oder zur Übernahme des Interimsamtes überredet werden musste.

<sup>50</sup> Preisendanz an Leyh, 08.07.1941, SBB PK, Bl. 106.

<sup>51</sup> Preußisches Besoldungsgesetz 1927, S. 236.

<sup>52</sup> Badisches Besoldungsgesetz 1928, S. 92.

Übernahme der Straßburger Bibliothek wohl ebenfalls mit einer Beförderung sowie der Anhebung seiner Bezüge auf das Niveau der Besoldungsgruppe 1d rechnen können und wäre damit den Direktoren der großen Universitätsbibliotheken des Deutschen Reiches gleichgestellt gewesen.

Preisendanz wirkt erleichtert, als die Wahl auf Hartmann fiel und er die Straßburger Stelle nicht antreten musste:

Ich bin froh, daß es mit Str[aß]burg nichts geworden ist. Ich weiß nicht, ob ichs noch hätte schaffen können und wollen. Hartmann ist dafür gewiß der bessere Mann, und er wird auch weniger Widerstände zu spüren bekommen als es bei mir der Fall hätte sein müssen. Und mit den finanziellen Verhältnissen ist's jetzt ja auch ein wenig besser geworden, so daß dieser eigentlich allein bewegende Grund für mich wegfällt [...].<sup>53</sup>

Leyh hingegen sah in Straßburg eher eine verpasste Chance für Preisendanz und so erwiderte er: „Schade ist es aber doch, daß Sie nicht nach Straßburg können. Es wäre doch eine große u. lohnende Aufgabe gewesen.“<sup>54</sup>

### 2.3 Der Berufsweg eines Zaudernden, Teil 2

Nur ein Jahr nachdem Karl Preisendanz die Chance zur Übernahme des Straßburger Direktorats nicht ergriffen hatte, erhielt er ein weiteres Stellenangebot:

Er [Joseph Becker, MH] brachte mir eine Berufung nach Berlin, die mich nicht wenig überraschte. Die Stelle von Christ wird im nächsten Jahr frei, und für sie möchte man mich gewinnen. Dazu Lehrauftrag an der Universität als Hon.[onorar] Prof.[essor] wie hier. Ich sollte dann vor allem meine eignen Arbeiten ausführen, worauf man offenbar in erster Linie Wert legt, das Hss[Handschriften]-Katalogwerk leiten; Verwaltungsgeschäfte usw scheinen gering zu sein. An sich würde mich die Sache sehr locken – es wäre ein idealer Abschluß meiner ganzen Tätigkeit. Auch die Lehrtätigkeit an der Berl.[iner] Univ.[ersität] würde mich sehr reizen, wie Sie sich denken können.<sup>55</sup>

Karl Christ (1878-1943) war seit 1932 Direktor der Handschriftenabteilung an der PSB Berlin. Aufgrund der Altersgrenze für Beamte stand sein Renteneintritt für das Jahr 1943 fest. Preisendanz war aufgrund seiner bibliothekarischen und wissenschaftlichen Qualifikation prädestiniert für diesen Posten.

Die Übernahme einer Abteilungsleitung an der Preußischen Staatsbibliothek sieht für den Direktor einer Universitätsbibliothek zunächst nach einem (finanziellen) Rückschritt aus. Das dies nicht so war, zeigt ein Blick in die Preußische Besoldungsordnung, in dem die Direktoren der großen preußischen

---

<sup>53</sup> Preisendanz an Leyh, 24.06.1941, SBB PK, Bl. 104.

<sup>54</sup> Leyh an Preisendanz, 28.06.1941, UB HD, Bl. 83.

<sup>55</sup> Preisendanz an Leyh, 04.04.1942, SBB PK, Bl. 121.

Universitätsbibliotheken in Berlin, Breslau, Göttingen und Bonn der gleichen Besoldungsgruppe zugeordnet sind, wie die Abteilungsdirektoren der Musik-, Orient- und Handschriftenabteilung an der Berliner Staatsbibliothek.<sup>56</sup> Wiederum wäre der Stellenwechsel für Preisendanz mit einer Anhebung seiner Bezüge und einem Aufrücken in die Besoldungsgruppe 1d verbunden gewesen. Der herausgehobene Stellenwert des Führungspersonals der Preußischen Staatsbibliothek blieb in dieser Form bis 1945 bestehen. Das mit Preisendanz einem Auswärtigen der Posten eines Abteilungsdirektors in der Berliner Staatsbibliothek angeboten wurde, war ungewöhnlich, da in der Regel eine hausinterne Beförderung erfolgte.<sup>57</sup> Eine ähnliche Erfahrung hatte Preisendanz bereits zehn Jahre früher gemacht, als er von Fritz Milkau für die Nachfolge Hermann Degerings (1866-1942) vorgesehen war, der die Handschriftenabteilung der PSB Berlin zwischen 1923 und 1932 leitete. Seine Berufung scheiterte am Widerspruch des zuständigen Referenten im Preußischen Kultusministerium, der keinen „Ausländer“ für diese Position einstellen wollte.<sup>58</sup>

Den positiven Äußerungen von Preisendanz zu der Berliner Stelle folgen wenige Zeilen später bereits Gegenargumente und eine ablehnende Haltung:

Sie wissen, die Lebens- und Wohnungsverhältnisse in einer Großstadt wie B[erlin] sind zur Zeit katastrophulös [sic!], und nur schwer tragbar für einen Neuzugezogenen. Hier haben wir bei aller Einschränkung noch recht gut, und vielleicht soll man nicht besser haben wollen, wenn man an sich nicht zu klagen hat. Das Plus an Gehalt wird durch die Berliner Verhältnisse vermutlich aufgehoben. Kurz, ich glaube, daß ich wohl, wenn auch schweren Entschlusses, doch absagen muss.<sup>59</sup>

Obwohl diese Argumentation nachvollziehbar gewesen wäre, scheute Preisendanz ein eigenes Urteil und schob nun wieder sein Ministerium vor: „Es scheint auch, daß das Min.[isterium] u. die Univ.[ersität] hier mich nicht gehen lassen wollen [...]“<sup>60</sup> Und weiter schwankend: „Wäre ja kein Krieg, dann würde ich ohne Bedenken gehen: B[erlin] als Stadt und Arbeitsstätte würde mich zweifellos locken. Aber so fürchte ich, die Nachteile sind zu groß und wirken sich gerade jetzt übel aus.“<sup>61</sup>

---

<sup>56</sup> Preußisches Besoldungsgesetz 1927, S. 238.

<sup>57</sup> Vgl. Lohse. Die Bibliotheksdirektoren der ehemals preußischen Universitäten und Technischen Hochschulen 1900-1985, 1988, S. 247.

<sup>58</sup> Preisendanz an Leyh, 16.07.1942, SBB PK, Bl. 126. Der genauer zu benennende Grund dürfte kein Ressentiment gegen den Badener Preisendanz gewesen sein, sondern die Tatsache, dass dieser keine Ausbildung und Erfahrung im preußischen Bibliothekswesen hatte.

<sup>59</sup> Preisendanz an Leyh, 04.04.1942, SBB PK, Bl. 121.

<sup>60</sup> Ebd., Bl. 121.

<sup>61</sup> Ebd., Bl. 122.



Leyh hob in seiner Antwort Preisendanz' Eignung für die Stelle hervor und äußerte Verständnis für dessen Bedenken. Gleichzeitig beschäftigte ihn bereits der Gedanke, wer die Nachfolge von Preisendanz in Heidelberg antreten könnte:

Sie gehören selbstverständlich in Ihrem Fach an die 1. Stelle u. die Berliner Bibliothek würde stolz sein müssen, Sie zu besitzen. Aber wird in dem steinernen Meer der Frühling jemals so anglühen, wie Sie es in diesen Tagen zwischen Neckar u. Main erfahren? Und die übrigen Schwierigkeiten wie Wohnung u. Leibes Notdurft, wie Sie es selbst in Ihrem Brief angedeutet haben! Wer wird Ihr neues Heidelberger Institut versorgen, d.h. angemessen, in humanistischem Sinn, wie es sich für Heidelberg ziemt? Wenn ein Dokumentalist oder ein Dezimelklassiker etwa von Leipzig nach Heidelberg käme oder ein Zeitungswissenschaftler von München.<sup>62</sup>

In der Frage nach der Betreuung des (Paläographischen) Instituts im „humanistischen Sinn“ versteckt Leyh seine Sorge, dass ein Anhänger der, in seinen Augen inhumanen, nationalsozialistischen Ideologie das Heidelberger Direktorat übernehmen könnte und bringt auch gleich zwei Kandidaten ins Spiel: Fritz Prinzhorn (1893-1967), Mitbegründer der Deutschen Gesellschaft für Dokumentation, ab 1939 Leiter der UB Leipzig sowie Joachim Kirchner, Privatdozent für Zeitschriftenkunde und seit 1941 Direktor der UB München. Beide waren seit 1933 Mitglied der NSDAP, wobei Kirchner schon vor der „Machtergreifung“ beitrug.<sup>63</sup>

Noch im Prozess des Abwägens begriffen, machte Leyh deutlich, dass die für das NS-Bibliothekswesen maßgeblichen Personen in Berlin zu finden seien und Preisendanz seine Ambitionen in diesem Umfeld einfacher verwirklichen könne:

Krüß ist großzügig u. nobel allen Leuten gegenüber, die er aus irgendeinem Grund nötig hat u. Sie würden doch zum Glanz der Bibliothek sehr viel beitragen. Der Ehrgeiz ist eine sehr berechnete u. notwendige wesentliche Eigenschaft, u. darüber muß man sich klar sein, daß die Zügel-führung von Berlin ausgeht. Der Tüchtigste kann sich nicht durchsetzen, wenn er nicht die Macht hat, wenn er nicht am Steuer sitzt.<sup>64</sup>

Abnehmen konnte Leyh die Entscheidung Preisendanz aber nicht und so enthielt er sich einer Wertung: „Raten kann man in einem solchen Fall freilich Niemandem, man kann nur Erwägungen über das Für und Wider anstellen helfen.“<sup>65</sup>

Preisendanz trug den Entschluss noch einige Monate vor sich her, wartete auf Vorschläge des Kultusministeriums für eine Aufbesserung seiner Bezüge<sup>66</sup>, die ihm dann schließlich auch zugesagt wurde:

---

<sup>62</sup> Leyh an Preisendanz, 13.04.1942, UB HD, Bl. 98.

<sup>63</sup> Happel, 1989, S. 134, FN 25 (Kirchner) und FN 33 (Prinzhorn).

<sup>64</sup> Leyh an Preisendanz, 13.04.1942, UB HD, Bl. 98.

<sup>65</sup> Ebd., Bl. 98.

<sup>66</sup> Preisendanz an Leyh, 03.06.1942, SBB PK, Bl. 124.

Unser Min.[isterium] und die Univ.[ersität] wollen mich nicht ziehen lassen und man ist daran, mich besser zu stellen durch einen normal bezahlten Lehrauftrag und durch einen Forschungsauftrag. In Berlin wird finanziell auch nicht viel darüber hinaus herauskommen, die Verhältnisse sind nicht rosig, was Leben und Wohnen angeht, und wissen Sie: vielleicht leb ich doch angenehmer als Dir.[ektor] der hiesigen UB unter dem Rektor, der zugleich Minister ist [...].<sup>67</sup>

## 2.4 Berufung in den Reichsbeirat für Bibliotheksangelegenheiten

Bereits zum 16.2.1942, und damit kurz bevor er das Angebot erhielt, ab 1943 die Leitung der Handschriftenabteilung an der PSB Berlin zu übernehmen, wurde Karl Preisendanz in den Reichsbeirat für Bibliotheksangelegenheiten berufen<sup>68</sup>, was ihn vollkommen unvorbereitet traf:

Haben Sie eine Ahnung, auf der Basis welcher Hintergründe man mich in den Reichsbeirat berufen hat? Ich fühle mich total unschuldig, glaube auch mich durch keine Heldentat bemerkbar gemacht zu haben, die diese Berufung begründet.<sup>69</sup>

Im Verlauf des Briefes sucht Preisendanz weiter nach einem Grund und seine Unkenntnis wird deutlich:

Hat man für mich eine besondere Aufgabe oder will man den Badischen Beirat auffliegen lassen? Oder ist ein Platz sonstwie frei geworden? Oder werden alle Direktoren der UBs in den RB gewählt?! Also bisher ist mir das unklar, wenn SIE nicht etwa von irgend etwas wissen [...]

Will man vielleicht einen Harmlosen (= Dummen) aufnehmen, den man in mir sehen könnte?!<sup>70</sup>

Auslöser für die Ernennung waren zunächst mehrere vakante Sitze in diesem Gremium. Im Gründungserlass wurde festgelegt, dass der Reichsbeirat mit dem Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek als Vorsitzendem sowie „fünf weiteren vom Reichs- und Preußischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung zu berufenden Mitgliedern, welche den Kreisen der mit dem Bibliothekswesen besonders vertrauten Personen entnommen werden sollten“ zu besetzen sei.<sup>71</sup> Während Rudolf Kummer als Vertreter des REM teilnahm, waren drei der Sitze für Joseph Becker, Rudolf Buttman und Werner Rust (1893-1977), den stellvertretenden Direktor der Deutschen Bücherei in Leipzig, reserviert. Bis zur dritten Sitzung im Januar 1938 waren die weiteren zwei Mitglieder Josef Kindervater (1891-1968), Direktor der UB Münster, und Erich von Rath (1881-1948), Direktor der UB Bonn. Dem „Anschluss“ Österreichs wurde zur vierten Sitzung im Juni 1938 durch die Berufung Paul Heigls, dem zu dieser Zeit noch kommissarischen Generaldirektor der Österreichischen Nationalbibliothek, Rechnung getragen. Zu seiner fünften Sitzung trat der Beirat erst im Sommer 1942 zusammen und innerhalb dieser langen Pause waren zum einen Neubesetzungen erforderlich geworden. Während Erich von

---

<sup>67</sup> Preisendanz an Leyh, 16.07.1942, SBB PK, Bl. 126.

<sup>68</sup> Personalnachricht in ZfB 59 (1942) 5/6, S. 295.

<sup>69</sup> Preisendanz an Leyh, 07.03.1942, SBB PK, Bl. 119.

<sup>70</sup> Ebd, Bl. 120.

<sup>71</sup> Erlass betreffend den Reichsbeirat für Bibliotheksangelegenheiten. In: ZfB 54 (1937) 1/2, S. 53-54, hier S. 53.

Rath 1942 in den vorzeitigen Ruhestand trat, ist für die Abberufung Kindervaters kein Grund bekannt. Zum anderen wurde die Mitgliederzahl nochmals um zwei erhöht so dass insgesamt vier Neuberufungen auszusprechen waren.<sup>72</sup> Neben der fachlichen Qualifikation spielte dabei natürlich auch das Parteibuch eine Rolle. Kummer und Krüß eingeschlossen, waren von allen 13 Beiratsmitgliedern nur drei gesichert keine Parteigänger der NSDAP.<sup>73</sup> Da Preisendanz als Direktor der UB Heidelberg und Handschriftenexperte fachlich über jeden Zweifel erhaben sowie darüber hinaus NSDAP-Mitglied war, rückte er zwangsläufig in den Kandidatenkreis. Dass zudem sein offerierter Wechsel an die PSB ein Grund für das Beirats-Mandat war, wie Preisendanz selbst vermutete<sup>74</sup>, lässt sich dagegen nicht nachweisen. Sicherlich erwartete man aber, dass er das Stellenangebot an der führenden Bibliothek des Deutschen Reiches annehmen würde, wodurch er die „Berliner Fraktion“ im Beirat gestärkt hätte. Preisendanz ging jedenfalls nach seiner Absage fest davon aus, dass seine zweijährige Amtszeit im Reichsbeirat nicht verlängert werden würde.<sup>75</sup>

Letztlich akzeptierte er die Berufung fast schon unwillig aber der Beirat tagte ohnehin nur noch zweimal. Preisendanz berichtete an Leyh, dass die Sitzung am 30.6./1.7.1942 „recht interessant und anregend“ war, es „eine Menge Neues zu hören“ gab, aber auch „sehr viel leeres Stroh gedroschen wurde“ und er sich zurückgehalten habe, wie es ihm „die Lage zu fordern schien“.<sup>76</sup>

## 2.5 Preisendanz' Demission nach Kriegsende

Wenn Richard Seider in seinem 1970 erschienenen Nachruf auf Karl Preisendanz mit der euphemistischen Bemerkung, Preisendanz seien wie so manchem Deutschen „Nachkriegsschwierigkeiten“ nicht erspart geblieben, über dessen Entnazifizierungsverfahren hinwegging<sup>77</sup>, ist dies zum einen der Tatsache geschuldet, dass hier ein Schüler über seinen Lehrer schrieb und entsprach andererseits dem herrschenden Zeitgeist, gemäß dem die nationalsozialistische Vergangenheit verschwiegen bzw. bagatellisiert wurde. Allerdings unterschied sich Preisendanz insofern vom Durchschnittsdeutschen, als dass er Parteimitglied und Staatsbediensteter in führender Position war.

---

<sup>72</sup> Komorowski, 1992, S. 66-98. Ein wahrscheinlicher Grund für die Berufung zusätzlicher Beiratsmitglieder ist die beträchtliche Vergrößerung des Deutschen Reiches im Verlauf des Krieges durch die annektierten und besetzten Gebiete, was weitere Bibliotheken in den Zuständigkeitsbereich des REM brachte, ein zweiter, dass man nun auch die Stadtbibliotheken einbeziehen wollte.

<sup>73</sup> Keine NSDAP-Mitglieder waren Joseph Becker, Erich von Rath und Theodor Lockemann (1885-1945, Dir. UB Jena). Bei Ernst Wermke (1893-1987, Dir. StB Breslau, Reichsbeirat 1942-1943) und Wolfgang van der Biele (1894-1983, Dir. StB Wuppertal, Reichsbeirat 1943-1945) ist dazu nichts bekannt. S. dazu die Übersicht in Flachowsky, 2014, S. 45.

<sup>74</sup> Preisendanz an Leyh, 04.04.1942, SBB PK, Bl. 122.

<sup>75</sup> Preisendanz an Leyh, 08.07.1943, SBB PK, Bl. 152.

<sup>76</sup> Preisendanz an Leyh, 16.07.1942, SBB PK, Bl. 127. Zum Protokoll der fünften Sitzung s. Komorowski, 1992, S. 87-97.

<sup>77</sup> Seider, 1970, S. 22.

Das diese Konstellation nach einer deutschen Niederlage für ihn zum Problem werden würde, war Preisendanz bereits seit Ende 1944 bewusst, als die Alliierten nach der Invasion in der Normandie, im Juni 1944 unaufhaltsam auf Deutschland vorrückten und am 21.10. Aachen als erste deutsche Großstadt besetzten. An der Ostfront sah es nach der sowjetischen Sommeroffensive ähnlich aus und so dürfte sich auch in Heidelberger Universitätskreisen die Erkenntnis durchgesetzt haben, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Planungen zur Entnazifizierung der Universitäten durch die Amerikaner gab es u.a. im Morgenthau-Plan, der im August 1944 ausgearbeitet und im Oktober 1944 publiziert wurde.<sup>78</sup> Vor diesem Hintergrund ist die folgende, schwermütig klingende, Passage aus Preisendanz' Brief vom 21.11.1944 zu sehen:

Heute erhielt ich vom Dekan der Phil.[osophischen] Fak.[ultät] Die Aufforderung sofort eine Eingabe an die Un.[iversität] zu richten, in der ich um meine Weiterbeschäftigung als wissenschaftl.[ichtiger] Hilfsarbeiter bitte. Man hofft mich als Hss-Beamten oder als wiss.[enschaftlichen] Hilfsarb.[eiter] für Handschriftenwesen zu halten, da ich schon nicht mehr Dir.[ektor] bleiben kann ... [...] Wenn dieser Ausweg nicht zustand kommt, hat das Dasein für mich keinerlei Zweck mehr.<sup>79</sup>

Bereits zu diesem Zeitpunkt stand für Preisendanz demnach fest, dass er seines Amtes enthoben würde, sobald die Universität unter alliierte Kontrolle geriete. Um einer Entlassung zu entgehen, mit der er seine Versorgungsansprüche als Beamter verlieren würde, hoffte er durch ein Gnadengesuch zu erreichen, dass die Disziplinarmaßnahme in Form einer Rückstufung milder ausfiele und war dafür sogar bereit, als Hilfsarbeiter in der Bibliothek tätig zu werden.

Ein knappes Jahr später, der Krieg war bereits seit einigen Monaten beendet und Heidelberg Teil der amerikanischen Besatzungszone, war die Entnazifizierungskampagne angelaufen:

Seit Ostern ist unsre UB von einer am.[erikanischen] Truppe besetzt [...]. Die „Säuberungsaktion“ hat sich sehr langsam in Bewegung gesetzt, Am.[erikaner] wie Un.[iversität] selbst zeigen kein Interesse an schneller Durchführung, u. erst jetzt ist der Apparat nach Ausfüllung zahlreichster Fragebogen aufgerollt.<sup>80</sup>

Nachdem in den ersten Besatzungswochen im Mai 1945 zunächst nur die Verwaltungsspitzen, wie Bürgermeister oder Behördenleiter, aus ihren Ämtern entfernt wurden, entging Preisendanz der zweiten Entlassungswelle Ende Juni nur knapp, da hiervon unter der amerikanischen Besatzung alle Beamten betroffen waren, die vor dem 1.4.1933 in die NSDAP eingetreten waren. Einen Monat später ordnete

---

<sup>78</sup> Zur Entnazifizierungsplanung der USA s. ausführlich Niethammer, Die Mitläuferfabrik, 1982, S. 37-68.

<sup>79</sup> Preisendanz an Leyh, 21.11.1944, SBB PK, Bl. 188.

<sup>80</sup> Preisendanz an Leyh, 26.10.1945, SBB PK, Bl. 206.

der amerikanische Militärbefehlshaber für Europa dann an, dass zur Vereinheitlichung der Entnazifizierung alle Personen zu entlassen seien, deren Parteieintritt bis zum 1.5.1937 erfolgt war.<sup>81</sup>

Preisendanz hatte bereits die Erfahrung gemacht, dass sich in dieser frühen Nachkriegszeit jeder selbst der Nächste war und viele versuchten, sich durch Denunziation den Besatzern anzudienen. Mit bemerkenswerter Einsicht hielt er sich mittlerweile als Direktor selbst nicht mehr für tragbar, hoffte aber nach wie vor eine Entlassung abwenden zu können:

Ich bin nat/[türli]ch als P[artei]g[enosse] gefährdet und bin als Dir.[ektor] höchst wahrsch/[einli]ch nicht mehr tragbar – es wäre ganz gewiß auch eine mehr als fragwürdige Angelegenheit, wollt ich – wenn es erreicht w.[erden] könnte – weiterhin die UB leiten. Ich würde stündlich auf Schwierigk/[eiten] stoßen & immer wieder neu denunziert werden von den lieben Mitmenschen. Aber Univ.[ersität] & Minist.[erium] sind sich einig, daß man alles dransetzen werde, mich in der Bibl.[iothek] irgendwie sonst zu halten – etwa als „Amtsgehilfen“ (!). Wenn möglich als Hss-Beamten oder wenn nicht als „Beamten“, dann als „wissenschaft.[aftlicher] Hilfarbeiter“ für Hss, Archiv & Papyri – das wäre für mich das Schönste, wenn ich auf diese Weise nicht ausgebootet würde.<sup>82</sup>

In seiner Reaktion äußerte Georg Leyh zunächst die Hoffnung, dass Preisendanz seine Abberufung noch abwenden könnte:

Da ist es nun für mich eine überaus schmerzliche Ueberraschung zu erfahren, dass Sie wegen Ihrer früheren Parteizugehörigkeit unter Umständen für den Aufbau des deutschen wissenschaftlichen Bibliothekswesens und der wissenschaftlichen Arbeit überhaupt verloren gehen sollten. Das darf unter keinen Umständen eintreten und ich habe die feste Ueberzeugung, dass die ganze Heidelberger Universität und alle urteilsfähigen Kollegen sich für Ihr Verbleiben im Amt mit allen Mitteln einsetzen werden.<sup>83</sup>

Im Folgenden begann Leyh mit der Ausstellung eines Entlastungszeugnisses und gab Ratschläge, wo sich Preisendanz seinen einwandfreien Leumund bestätigen lassen könnte:

Persönlich kann ich aus unserem jahrelangen freundschaftlichem Verkehr bezeugen, dass Sie niemals auch nur den leisesten Versuch gemacht haben, auf mich propagandistisch einzuwirken. [...] Ich bin fest überzeugt, dass die ganze American Library Association für Sie eintreten wird, wenn sie erfährt, dass Ihre weitere Mitarbeit am Handbuch in Frage gestellt sein könnte. Ich nehme doch an, dass sich in der amerikanischen Zone gleichfalls Bibliothekare aufhalten, die sich um die Erhaltung und Wiederbelebung des deutschen Bibliothekswesens kümmern,

---

<sup>81</sup> In Bayern wurden aufgrund dieser Maßnahme 23 % der über Fragebögen erfassten Angehörigen des Öffentlichen Dienstes entlassen. S. dazu: Hoser, Entnazifizierung, 2013. In: Historisches Lexikon Bayerns.

<sup>82</sup> Preisendanz an Leyh, 26.10.1945, SBB PK, Bl. 207.

<sup>83</sup> Leyh an Preisendanz, 03.11.1945, SBB PK, Bl. 208.

wie es französische Bibliothekare in der französischen Zone bei uns tun. Dass es darüber hinaus für die Spezialwissenschaften der Paläographie und der Papyruskunde nicht gleichgültig sein kann, wenn einer der fruchtbarsten und geschätztesten Arbeiter auf diesen schwer zugänglichen Gebieten aus Gründen einer missverstandenen Politik plötzlich ausfallen sollte, betrachte ich gleichfalls als selbstverständlich.<sup>84</sup>

Statt „aus Gründen einer missverstandenen Politik“ wollte Leyh ursprünglich „aus Gründen eines Missverständnisses“ schreiben, bevor ihm augenscheinlich bewusst wurde, dass man bei einem Parteieintritt wohl kaum von einem Missverständnis ausgehen kann. Abschließend berichtete Leyh noch von der weniger strengen Entnazifizierungspraxis in Tübingen, das in der französischen Besatzungszone lag:

Auch in T.[übingen] wurden zunächst alle früheren Parteimitglieder ausnahmslos suspendiert; jeder Fall wurde einzeln untersucht und nur die Herren, die sich in aktiver Form für die Parteiinteressen eingesetzt hatten, haben ihre Stelle verloren. Es werden an der ganzen Universität kaum mehr als ein Dutzend sein.<sup>85</sup>

Ende November 1945 war die Amtsenthebung für Preisendanz zur Gewissheit geworden:

Gestern bekam ich mit 30 Leidensgefährten der Phil[osophischen] Fak.[ultät] meine Absetzung. [...] Ob die für mich eingereichte Petition auf Degradierung zum wiss.[enschaftlichen] Hilfsarbeiter unter den jetzigen Umständen Erfolg haben wird, läßt sich noch nicht sagen. Jedenfalls wird man, auch wenn's gelingt, mit der Vergütung schwerlich existieren können bei den heutigen gesteigerten Preisen für alles Leben. Ich hatte gehofft, ich könne gleich mit der Absetzung in dieses Verhältnis übergeleitet werden, aber davon keine Rede [...].<sup>86</sup>

Hervorzuheben an diesem Vorgang ist, dass Preisendanz offensichtlich als Mitglied der Fakultät und damit des Lehrkörpers von seinen universitären Aufgaben entbunden wurde. Ob seine Demission auch mit einer endgültigen Entlassung einhergehen würde war allerdings nach wie unklar. Am 6.12. brachte Preisendanz in fahrigter Handschrift seine Verdrossenheit und Ungeduld zum Ausdruck:

Aber Sie können unterdessen wenigstens arbeiten – wir (ich sage gewohnheitsmäßig noch „wir“!) haben angefangen, einen kleinen uns von den Am.[erikanern] zugestandenen Magazinteil zu säubern – ich muß zusehn u. darf nicht mitmachen. Sie mögen s.[ich] vorstellen, was das hier für m.[ich] bedeutet. [...] Wie sehne ich mich nach Arbeit u. wie qualvoll ist das Warten.<sup>87</sup>

---

<sup>84</sup> Ebd.

<sup>85</sup> Ebd.

<sup>86</sup> Preisendanz an Leyh, 07.11.1945, SBB PK, Bl. 211.

<sup>87</sup> Preisendanz an Leyh, 06.12.1945, SBB PK, Bl. 212.

Man kann sich bildhaft vorstellen, wie ein bedrückter und mutloser Karl Preisendanz mit 62 Jahren den Mitarbeitern dabei zusehen musste, wie diese mit der Neuordnung „seiner“ Bibliothek begannen. Für die endgültige Entscheidung über seine berufliche Zukunft sah der Entnazifizierungsprozess ein Spruchkammerverfahren vor. Bei der Menge an zu behandelnden Fällen kam es jedoch zu Verzögerungen und so erhielt Preisendanz seinen endgültigen Spruchkammerbescheid, der ihn als „Mitläufer“ einstufte, erst am 12.2.1948.<sup>88</sup> Obwohl er mittlerweile das Renteneintrittsalter erreicht hatte, wurde Preisendanz schließlich ab 1949 für zwei weitere Jahre an der UB Heidelberg beschäftigt und leitete im Rang eines Bibliotheksrats die Handschriftenabteilung.<sup>89</sup>

In seinem letzten Brief des Jahres 1945 wiederholte Leyh sein Unverständnis für Preisendanz' Abberufung und äußerte sich nochmals entlastend über ihn: „Aber aus meiner Erinnerung kann ich Ihnen einwandfrei bestätigen, daß Sie sich immer nur als reiner Humanist bestätigt u. geäußert haben u. nie auch nur mit einem Wort nazistische Propaganda betrieben haben.“<sup>90</sup>

Aufgrund seiner Distanziertheit dem nationalsozialistischen Regime gegenüber erreichten Georg Leyh in den Nachkriegsjahren einige Bitten von Kollegen, wie Josef Kindervater, Carl Diesch (1880-1957) oder Fritz Prinzhorn, die sich von ihm ein positives Gutachten erhofften, um ihre berufliche Laufbahn fortsetzen zu können. Leyh kam den Wünschen, unabhängig von seinem persönlichen Verhältnis zu den Bittstellern, nach, so gut es ihm möglich war. Michael Knoche kommt in diesem Zusammenhang zu der Schlussfolgerung, dass es trotz gegensätzlicher politischer Einstellungen unter den Bibliothekaren einen Corpsgeist gab, der durch eine gemeinsame berufliche Sozialisation und intensive persönliche Kontakte bedingt war.<sup>91</sup>

Für Karl Preisendanz geht zumindest aus dem Briefwechsel nicht hervor, dass er Leyh ausdrücklich um einen „Persilschein“ gebeten hätte. Dementsprechend muss man Leyhs Eigeninitiative in dieser Sache als Ausdruck der Sorge um und des Respekts gegenüber Preisendanz werten.

## 2.6 Preisendanz' Selbstbild: Die „stille Handschriftenklausur“ als Sehnsuchtsort

Bereits während seines Studiums entwickelte Karl Preisendanz breit angelegte wissenschaftliche Interessen und besuchte auch Vorlesungen der Philosophie, Germanistik, romanischen Philologie, alten Geschichte und klassischen Archäologie. Während eines zweijährigen Stipendiums führten ihn paläographische und philologische Forschungen in verschiedene Bibliotheken Europas. In dieser Zeit begann

---

<sup>88</sup> Vgl. Chaniotis/Thaler: *Alttertumswissenschaften*. In: Eckart/Sellin/Wolgast, 2006, S. 391-434, hier S. 411, FN 80.

<sup>89</sup> Vgl. Schlechter, 2006, S. 99.

<sup>90</sup> Leyh an Preisendanz, 13.12.1945, UB HD, Bl. 184.

<sup>91</sup> Vgl. Knoche, „Das Amt niemals in propagandistischem Sinne ausgeübt“. u. ders.: „Ich bedaure sehr, dass man Ihnen Ihre Ruhe immer noch nicht gönnt“. In: *Aus der Forschungsbibliothek Krekelborn*, 2021.

er, sich intensiv mit der mittelalterlichen Handschrift der Anthologia Palatina sowie den ägyptischen Zauberpapyri zu beschäftigten, zwei Themen, die ihn sein ganzes Leben lang einnahmen. Während seiner Zeit an der BLB arbeitete Preisendanz dann zu vielen Spezialthemen aus der Geistesgeschichte Südwestdeutschlands.<sup>92</sup>

Als er Karlsruhe 1935 verließ, war er bereits ein renommierter Forscher auf dem Gebiet der Handschriftenkunde mit zahlreichen internationalen Kontakten, den es auch deshalb nach Heidelberg zog, weil mit seiner Tätigkeit an der UB eine Honorarprofessur mit den Lehrgebieten für Paläographie und Papyrologie verbunden war, was ihn besonders reizte.<sup>93</sup> Eine weitere akademische Ehre wurde Karl Preisendanz zuteil, als er 1939 zum ordentlichen Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften ernannt wurde, was ihm nach eigener Aussage mehr „als alle andern Erfolge in der Beamtenlaufbahn“ bedeutete.<sup>94</sup>

Zum 1.8.1941 wurde Preisendanz Direktor der von ihm selbst gegründeten „Lehrstätte für Schrift- und Buchgeschichte“ (Paläographisches Institut) der UB Heidelberg, was weitere Unterrichts- und Forschungstätigkeiten mit sich brachte.<sup>95</sup> Wenig später, zum Wintersemester 1941/42 übernahm er darüber hinaus eine Lehrstuhlvertretung für den zum Kriegsdienst einberufenen Klassischen Philologen Hildebrecht Hommel (1899-1996). Preisendanz war dabei durchaus bewusst, dass er sich mit dieser zusätzlichen Verpflichtung einem hohen Zeitdruck aussetzte: „Ich hätte vernünftigerweise wohl nicht auf dieses Experiment eingehen sollen, aber da ich sehr gern einmal ein Hauptkolleg läse und überhaupt einmal die Arbeit eines ordinarius erprobte, sagte ich nun zu [...]“. <sup>96</sup> Dass die Dozententätigkeit seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprach und die Aufgabe ihn trotz der hohen Belastung erfüllte, zeigt der Kommentar zu seiner Bestellung als Mitglied des Reichsbeirats 1942: „Lieber wär mir gewesen ich hätte eine Berufung als Ordinarius irgendwohin bekommen; soviel Freude macht mir die Kollegtätigkeit außerhalb meiner Palaeographie.“<sup>97</sup>

Mit 56 Jahren blickte er selbstkritisch auf seine weitschweifigen Aktivitäten zurück: „Mein Fehler war es von jeher, auf allen möglichen, ja vielleicht aus allen, Gebieten von Kunst und Geistesleben tätige Teilnahme zu haben, haben zu müssen – überall sah ich Ziele und Aufgaben, die ich ums Leben gern erreicht hätte.“<sup>98</sup> Eine unvermeidliche Reduzierung seiner Interessensgebiete fand demnach über die Jahre mit dem Fortschreiten seiner Karriere statt.

---

<sup>92</sup> S. Seider, 1970, S. 11.

<sup>93</sup> Vgl. Chaniotis/Thaler, 2006, S. 406.

<sup>94</sup> Preisendanz an Leyh, 10.07.1939, SBB PK, Bl. 55.

<sup>95</sup> Preisendanz an Leyh, 21.03.1941, SBB PK, Bl. 101. S. dazu auch: Universität Heidelberg (Hrsg.): Personal- und Vorlesungsverzeichnis Wintersemester 1941/42. Heidelberg, 1941, S. 27 u. Chaniotis/Thaler, 2006, S. 406.

<sup>96</sup> Preisendanz an Leyh, 10.10.1941, SBB PK, Bl. 108.

<sup>97</sup> Preisendanz an Leyh, 07.03.1942, SBB PK, Bl. 120.

<sup>98</sup> Preisendanz an Leyh, 10.07.1939, SBB PK, Bl. 55.



Je umfassender Preisendanz' berufliche Pflichten wurden, desto stärker wurde auch sein Wunsch nach ungestörtem wissenschaftlichem Arbeiten und er trauerte vor allem seinen Anfangsjahren an der BLB Karlsruhe nach: „Wie gern säß ich noch in meiner stillen Hss-Klausur zu Karlsruhe, wo ich lediglich meine wissenschaftliche Arbeit zu betreuen hatte ...“<sup>99</sup> In Karlsruhe hatte Preisendanz auch zu den badischen Klosterhandschriften gearbeitet und sich insbesondere mit den Reichenauer Codices beschäftigt.<sup>100</sup> Vor allem die Schaffenszeugnisse des Reginbert von der Reichenau, einem gelehrten Benediktinerabt und Bibliothekar vom Bodensee<sup>101</sup>, faszinierten ihn offensichtlich so sehr, dass er seinem Sohn Holger (geb. 1929)<sup>102</sup> den Zweitnamen „Reginbert“ gab. Auch diesen Punkt kann man als Bedürfnis von Preisendanz nach klösterlicher Zurückgezogenheit und kontemplativem wissenschaftlichem Arbeiten deuten, für das die „stille Handschriftenklausur“ ein Sehnsuchtsort wurde. Ebenso wählte Georg Leyh, als er Preisendanz zu dessen 60. Geburtstag gratulierte und als Vorbild seiner Profession ehrte, wohl nicht zufällig die lateinische Berufsbezeichnung und spielte damit auf den mittelalterlichen Klosterbibliothekar an, der sich noch weitgehend ohne verwaltende Tätigkeiten ganz seiner Arbeit mit und an den Büchern widmen konnte: „Wenn später einmal wieder die Frage aufgeworfen werden wird, ‚wie ein Bibliothekarius beschaffen sein müsse‘, dann wird man auf das Beispiel verweisen, das Sie gegeben haben [...]“<sup>103</sup>

Diese Verwaltungsaufgaben, die seine leitende Funktion mit sich brachte, wurden mit zunehmendem Alter eine immer größere Last für Preisendanz, wie er gegenüber Leyh beklagte: „Zudem habe ich den unangenehmen Verwaltungsdienst, den eine UB wie Hdbg natürlich mit sich bringt, reichlich satt [...]“<sup>104</sup> Mit dem gleichen Tenor äußerte er sich während des Krieges, als er zusätzlich die Aufgabe des Luftschutzstellenleiters übernommen hatte: „Luftschutz und Personalkram, beides gleich erquickend.“<sup>105</sup> Ein Konflikt, den Preisendanz mit Oswald Dammann (1893-1978) austrug, zeigt, dass ihm vor allem disziplinarische Auseinandersetzungen mit seinen Mitarbeitern zuwider waren<sup>106</sup> und er gab zu, dass ihm dazu ein dickes Fell fehle<sup>107</sup>.

Die Ausführungen verdeutlichen, dass sich Karl Preisendanz in erster Linie als Wissenschaftler sah und die paläographische Forschung sein zentraler Lebensinhalt war. Für Georg Leyh war Preisendanz die Idealbesetzung für eine planmäßige Professur und nicht für den Posten eines Bibliotheksleiters:

---

<sup>99</sup> Preisendanz an Leyh, 05.08.1938, SBB PK, Bl. 49.

<sup>100</sup> Seider, 1970, S. 17.

<sup>101</sup> Vgl. Berschin, Reginbert von der Reichenau. In: NDB, 2003, S. 266.

<sup>102</sup> Preisendanz, Holger Reginbert. In: Deutsche Biographie (Indexeintrag). Verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd140341617.html> [Zugriff am 7.6.2021].

<sup>103</sup> Leyh an Preisendanz, 19.07.1943, UB HD, Bl. 124.

<sup>104</sup> Preisendanz an Leyh, 04.04.1942, SBB PK, Bl. 121.

<sup>105</sup> Preisendanz an Leyh, 01.10.1943, SBB PK, Bl. 154.

<sup>106</sup> Vgl. Preisendanz an Leyh, 09.11.1941, SBB PK, Bl. 113

<sup>107</sup> Vgl. Preisendanz an Leyh, 04.04.1942, SBB PK, Bl. 121.

Ihre Arbeitskraft u. Ihr gelehrtes Wissen bewundere ich aufrichtig. Sie würden einen Lehrstuhl der klass.[ischen] Philologie glänzend ausfüllen. Ein Jammer, daß sie dieses Ziel nicht erreicht haben u. in die Sackgasse der verwaltenden Wissenschaft geraten sind.<sup>108</sup>

### 3. Georg Leyh: Ein Bibliothekar als moralische Instanz

Georg Leyh wurde 1877 im fränkischen Ansbach geboren, das seit dem Mittelalter zu Brandenburg und Preußen gehört hatte. Nach dem Abitur studierte er Geschichte, Germanistik und Philosophie in München, Straßburg und Tübingen, legte 1901 sein Staatsexamen ab und bestand ein Jahr später seine Promotion. Leyh entschied sich für eine Laufbahn im wissenschaftlichen Bibliothekswesen und absolvierte seine Ausbildung an der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek in Posen und an der UB Göttingen. Es folgten Stationen an der UB Königsberg, der Bibliothek des Preußischen Historischen Instituts in Rom, abermals der UB Göttingen, der PSB Berlin (zu dieser Zeit noch „Königliche Bibliothek“) und der UB Breslau.<sup>109</sup>

#### 3.1 Die verhinderte Karriere des Georg Leyh

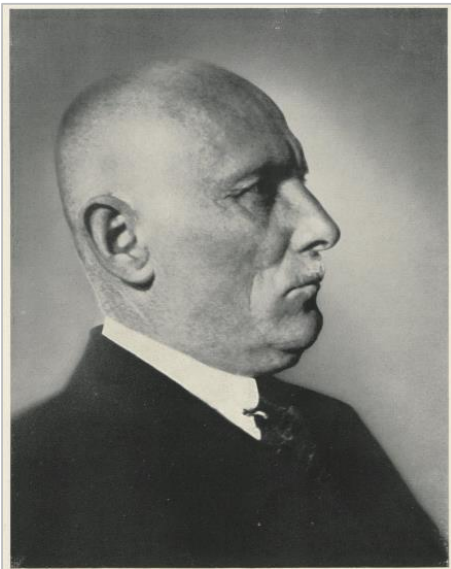


Abbildung 2: Georg Leyh  
(Foto: UB Tübingen)

Als sich Leyh 1921 um die Leitung der UB in Tübingen bewarb, war er bereits Direktor der UB Halle und ihm lagen zwei weitere Stellenangebote vor: für die Benutzungsleitung der PSB Berlin und die Führung der UB Breslau. Eher vage war dagegen die Möglichkeit zur Übernahme des Direktorats an der UB Göttingen. Für Tübingen entschied sich Leyh vor allem wegen seiner erfolgreich geführten Berufungsverhandlung, in der ihm unter anderem die Einführung einer bibliothekarischen Fachausbildung in Württemberg sowie die Aufbesserung seiner Bezüge um eine ganze Besoldungsstufe zugesagt wurde. Hannsjörg Kowark kommt in seiner Studie über Leyh zu dem Schluss, dass dieser offensichtlich auch in späteren Jahren mit seiner Tübinger Stelle zufrieden gewesen sei, da er Angebote

für einen Wechsel an die UB Frankfurt 1926 und wiederum an die UB Göttingen 1932 ausschlug und seine Zeit in Tübingen insofern „mehr als eine befristete Zwischenstation“ gewesen sei.<sup>110</sup> Im Rückblick

<sup>108</sup> Leyh an Preisendanz, 15.03.1943, UB HD, Bl. 118.

<sup>109</sup> Vgl. Gebhardt, Leyh, Georg. In: NDB, 1985, S. 434 f.

<sup>110</sup> Vgl. Kowark, Georg Leyh und die Universitätsbibliothek Tübingen (1921-1947), 1981, S. 7 ff., Zitat S. 11.

bereute Leyh 1942 allerdings ganz eindeutig, dass er die Möglichkeit für eine Ortsveränderung nach Göttingen nicht genutzt hatte:

Vor 10 Jahren [d.h. 1932, MH] stand ich vor der gleichen Wahl, über das Sprungbrett Göttingen nach B.[erlin] zu kommen. Ich habe damals geglaubt klug zu handeln, wenn ich in den kleinen Tübinger Verhältnissen blieb u. über das ZfB [Zentralblatt für Bibliothekswesen, MH] u. Handbuch versuchte mich aus der Entwicklung der Bibliotheken im Großen zu beteiligen.<sup>111</sup>

Und nochmals deutlicher: „Milkau hatte sich meine Sezession als kurzen Übergang gedacht u. ich habe den Fehler begangen, die Hand, die mich 1932 nach Göttingen ziehen wollte, nicht zu ergreifen.“<sup>112</sup>

In den Kriegsjahren schrieb Leyh mit zunehmender Bitterkeit über seine Zeit in Tübingen und hegte einen Groll gegen die aus seiner Sicht charakterschwachen Schwaben:

Hätte ich in die Zukunft sehen können, dann hätte ich mich blindlings anders entscheiden müssen. 1932 glaubte ich mit den Schwaben überm Berg zu sein. Tatsächlich habe ich immer von neuem erfahren müssen, wie sehr Treitschke im Recht war mit seiner Behauptung, daß hier ein Preußischer Beamter oder einer, der dafür gilt, einfach nicht geduldet wird. Ich könnte ein ganzes Buch schreiben, über den tückischen und hinterhältigen Charakter der Schwaben, die durch eine mehrhundertjährige theologische Erziehung im Kern verdorben worden sind. Einen aufrechten Mann wie Milkau habe ich hier in 20 Jahren nicht kennen gelernt, d.h. unter den Eingeborenen.<sup>113</sup>

Ich habe 1000fach zu bereuen, daß ich mich 1921 in dieses Tübinger Wespennest gesetzt habe, wo üble Nachrede u. Verleumdung an der Tagesordnung sind u. wo der „Ausländer“, wie schon Treitschke festgestellt hatte, grundsätzlich nicht geduldet wird.<sup>114</sup>

Nachdem Leyh die Göttinger Stelle 1932 abgelehnt hatte, wurde diese mit dem Direktor der Stadtbibliothek Breslau, Joseph Becker, besetzt. Becker war es dann auch, der 1934 mit Leyh um die Stelle des Ersten Direktors an der PSB Berlin konkurrierte. Leyh rechnete fest mit seiner Berufung und auch Preisendanz konnte sich niemand anderen für diese Position vorstellen:

Alle Welt spricht von einer bevorstehenden Berufung für Sie nach Berlin, doch scheint noch nichts Sicheres herausgekommen zu sein? Daß Sie der einzig dazu berufene Fachmann sind, wird kaum jemand in unseren Kreisen bezweifeln!<sup>115</sup>

---

<sup>111</sup> Leyh an Preisendanz, 13.04.1942, UB HD, Bl. 98.

<sup>112</sup> Leyh an Preisendanz, 27.12.1942, UB HD, Bl. 114.

<sup>113</sup> Leyh an Preisendanz, 13.04.1942, UB HD, Bl. 98. Heinrich von Treitschke beklagte, dass die Schwaben den Umgang mit den entsandten Beamten mieden (Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, Bd. 2, 1882, S. 305).

<sup>114</sup> Leyh an Preisendanz, 27.12.1942, UB HD, Bl. 114. Treitschke schrieb über die Schwaben, dass diese „mit dünnkelhaftem Mißtrauen alles Ausheimische“ abwiesen sowie „die anderen Deutschen [...] halb mit Argwohn, halb mit Verachtung“ betrachteten (Treitschke, 1882, S. 303).

<sup>115</sup> Preisendanz an Leyh, 13.11.1934, SBB PK, Bl. 7.

Bemerkenswerterweise hatte sich Becker weder selbst beworben, noch wollte er nach Berlin. So gab er Minister Rust in seinem Vorstellungsgespräch zu verstehen, dass er in Göttingen sehr zufrieden sei und nicht den Wunsch habe, als Erster Direktor an die PSB zu kommen.<sup>116</sup> Auch Leyh stellte sich im Dezember 1934 im REM vor aber die Entscheidung fiel auf Joseph Becker. Krüß, der ihn selbst vorgeschlagen hatte, wies Leyh Anfang 1935 in einem persönlichen Schreiben darauf hin, dass die Entscheidung auf Parteebene getroffen worden sei.<sup>117</sup>

Allerdings war auch Joseph Becker kein Parteimitglied<sup>118</sup> und es stellt sich die Frage, ob er tatsächlich vorrangig aus politisch-ideologischen Gründen zum Ersten Direktor der PSB berufen wurde. Leyh ging jedenfalls davon aus und erfuhr den wahren Grund erst lange nach Kriegsende. 1958 erlangte er Kenntnis von einem Gutachten, in dem seine bibliothekspraktischen Fähigkeiten sowie seine Eignung als Führungskraft angezweifelt werden und im Resultat Joseph Becker für die Stelle empfohlen wird. Diese Beurteilung ist auf den 22.10.1934 datiert, an den Hochschulreferenten im REM gerichtet und wurde von Werner Rust, dem stellvertretenden Direktor der Deutschen Bücherei (DB) in Leipzig, verfasst. Damit musste die Besetzungsentscheidung überraschend vor dem Hintergrund des Ringens zwischen der Berliner Staatsbibliothek und der Deutschen Bücherei in Leipzig um die Vormachtstellung im Reich betrachtet werden. Joseph Goebbels wollte die DB, die seinem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda unterstellt war, zur Nationalbibliothek aufwerten und verhindern, dass die Berliner Konkurrentin durch die Berufung Leyhs fachlich deutlich gestärkt wird.<sup>119</sup> Somit wurde Leyh 1934/35 Opfer einer politischen Intrige, in der es um den Konkurrenzkampf zwischen PSB und DB ging.

Marta L. Dosa wertet die gescheiterte Bewerbung in Berlin als schlimmste Enttäuschung in Leyhs Berufsleben sowie als Schicksalsschlag, den er nie hat überwinden können. Für Dosa sind die Folgen dieser Ablehnung zudem ein Schlüssel für Leyhs Verbitterung in den letzten gut zehn Berufsjahren sowie für seine Ablehnung gegenüber dem nationalsozialistischen System.<sup>120</sup>

### 3.2 Politische Einstellung

Durch Herkunft und Berufsweg war Leyh durch und durch preußisch sozialisiert, was sich auch in seiner Staatsgesinnung niederschlug, die von seinem Biographen Walther Gebhardt als konservativ, preußisch-national und von Bismarck geprägt beschrieben wird.<sup>121</sup> Dabei hatte Leyhs Nationalismus durchaus auch chauvinistische Züge:

---

<sup>116</sup> Vgl. Deinert, „Politisieren [...] strengstens untersagt.“, 2016, S. 14 f.

<sup>117</sup> Vgl. Dosa, *Libraries in the political scene*, 1974, S. 79.

<sup>118</sup> Lt. NSDAP-Zentralkartei war Becker ab 1942 Parteianwärter, wurde aber anscheinend nie ordentliches Mitglied. Vgl. dazu Briel, 2013, S. 230.

<sup>119</sup> Vgl. Gebhardt, *Georg Leyh 1877-1977*. In: *ZfBB*, 1977, S. 209-223, hier S. 218 ff.

<sup>120</sup> Vgl. Dosa, 1974, S. 79 f.

<sup>121</sup> Vgl. Gebhardt, 1977, S. 210.

Man kann ja nur immer staunen u. sich erschrecken über den totalen Zusammenbruch der westeuropäischen Kultur. Daß das sich die Kulturvölker antun, um die Asiaten über Europa triumphieren zu lassen, wie man es am Beispiel der heroischen Finnen jetzt sieht, ist eine wahrhaft grauenerregende Erfahrung.<sup>122</sup>

Mit den „Asiaten“ sind in diesem Zusammenhang die Völker Zentralasiens und die muslimische Bevölkerung der Kaukasusregion gemeint, die in der sowjetischen Armee dienten. Indem Leyh diese in einen Gegensatz zu den Kulturvölkern brachte, erklärte er sie für kulturlos und damit für minderwertig im Sinne eines eurozentrischen Überlegenheitsanspruches.

Die nationalsozialistische Idee indes fand bei Leyh keinen Nährboden. Leyh war Traditionalist, strebte die kontinuierliche aber moderate Weiterentwicklung des überlieferten Bibliotheksbildes an und lehnte einen radikalen Bruch mit dem bisherigen Wertesystem ab. Den parteipolitischen Einmischungsversuchen in fachliche Angelegenheiten, verbunden mit dem Ausbau bürokratischer Strukturen, stand er ablehnend gegenüber.<sup>123</sup> Vor allem aber entstand im Zusammenhang mit seinem gescheiterten Wechsel an die Berliner Staatsbibliothek bei Leyh der Eindruck, dass unter den neuen Machthabern nicht die Leistung, sondern der Glaube an eine politische Ideologie ausschlaggebend war, was Leyh dem Nationalsozialismus entscheidend entfremdet haben dürfte, wie die folgenden Zeilen aus dem Jahr 1943 belegen:

Leistungsprinzip heißt es nur in den Zeitungen, wo den Dummen Sand in die Augen gestreut werden soll. Aber es wird bald so weit sein, daß der Dümme diese Dinge nicht mehr glaubt. Auch die beste Propaganda ist nur eine Zeit lang wirksam, dann schlägt sie ins Gegenteil um. Diesem Zeitpunkt sind wir schon sehr nahe gerückt.<sup>124</sup>

Öffentlich wurde Georg Leyhs kritische Einstellung gegenüber dem Nationalsozialismus vor allem durch den folgenden Satz, den er in seiner Rede auf dem Dresdner Bibliothekartag 1936 äußerte: „Auch der Stärkste muß um das Vertrauen werben und er muß sich einer inneren Notwendigkeit der Tatsachen beugen [...]“<sup>125</sup> Durch diese politisch gemeinte Aussage zog er sich den Zorn hoher Parteifunktionäre zu, die seine Entlassung forderten. Leyh konnte sich mühsam im Amt halten, musste aber eine Kürzung seiner Beamtenbezüge hinnehmen und wurde unter dem Druck einer Pressekampagne schließlich 1937 zum Rücktritt vom Amt des Vorsitzenden des Vereins Deutscher Bibliothekare (VDB)

---

<sup>122</sup> Leyh an Preisendanz, 23.09.1944, UB HD, Bl. 162.

<sup>123</sup> Vgl. Gebhardt, 1977, S. 214.

<sup>124</sup> Leyh an Preisendanz, 19.07.1943, UB HD, Bl. 124.

<sup>125</sup> Leyh, Stellung und Aufgabe der wissenschaftlichen Bibliothek in der Zeit. In: ZfB 1936, S. 473-482, hier S. 482.

gedrängt.<sup>126</sup> Fortan hielt Leyh sich mit öffentlichen Äußerungen zurück und teilte seine Gedanken nur noch mit einem kleinen Kreis von Vertrauten.

### 3.3 Der „Führer der deutschen Bibliothekare“: Abrechnung mit den Bibliotheksfunktionären

Zu einer ernstlichen Auseinandersetzung kam es mit Gustav Abb, als Georg Leyh das Zentralblatt für Bibliothekswesen als Sprachrohr nutzen wollte. In seiner Rezension für die 31. Auflage des Jahrbuchs der Deutschen Bibliotheken wettete er gegen die Lethargie seiner Berufskollegen und hielt ihnen vor, Bibliotheksarbeit mache scharfsichtig bei naheliegenden Dingen aber kurzsichtig, wenn es um größere Zusammenhänge gehe und dass man durch die Detailverliebtheit des Berufes den Blick für das Wesentliche verliere.<sup>127</sup> Darüber hinaus kritisierte er die Ausbildungsstandards und forderte intensivere Auslandskontakte für junge Bibliothekare. Gustav Abb, Leyhs Nachfolger als Vorsitzender des VDB, nötigte Leyh daraufhin seinen Beitrag zurückzuziehen und drohte ihm mit Papierentzug für das ZfB.<sup>128</sup> Leyh unterrichtete Preisendanz Ende 1941 vertraulich über seine „noch nicht beendete Aussprache mit dem Führer der deutschen Bibliothekare über das Berufsethos des Bibliothekars“ und entrüstete sich über dessen Verhalten:

A.[bb] hat sich erlaubt, unter Gewaltandrohung und Anwendung eines groben Vertrauensbruches eine von mir abgefasste und bereits umgebrochene Besprechung des Jahrbuchs der Deutschen Bibliotheken im ZfB zu verhindern, nachdem die Druckfahnen gegen meinen Willen ihm zur Kenntnis gekommen waren. – Ein im wissenschaftlichen Besprechungswesen wohl einzig dastehender Fall!<sup>129</sup>

Abb, der nicht im Herausgeberkreis des ZfB tätig war, waren die Korrekturbögen von Leyhs Beitrag offensichtlich zugespielt worden. Leyh lenkte ein, ließ aber einige Exemplare seiner Rezension als Privatdruck herstellen und verschickte sie an Vertraute aus seinem beruflichen Umfeld:

Der Vorsitzende des VDB, der ohne meinen Willen zur Kenntnis der Druckfahnen gelangt ist, hat die für das Dezemberheft des ZfB in Aussicht genommene Veröffentlichung unter Gewaltandrohung verhindert, angeblich weil meine Ausstellungen schief und ungerechtfertigt seien und weil der bibliothekarische Beruf von mir in der Öffentlichkeit herabgesetzt würde, in

---

<sup>126</sup> Vgl. Dosa, 1974, S. 78 u. Komorowski, Die wissenschaftlichen Bibliotheken während des Nationalsozialismus. In: Vodosek/Komorowski: Bibliotheken während des Nationalsozialismus, Bd. 1, 1989, S. 1-24, hier S. 8; Kowark, 1981, S. 78.

<sup>127</sup> Vgl. Dosa, 1974, S. 91 f.

<sup>128</sup> Vgl. Happel, 1989, S. 62.

<sup>129</sup> Leyh an Preisendanz, 19.12.1941, UB HD, Bl. 94.

Wirklichkeit aber, weil der Pfeil ins Schwarze getroffen hat. So haben jedenfalls einige Berufsgenossen versichert, denen ich die Druckfahnen zur Kenntnis gebracht habe.<sup>130</sup>

Auch Karl Preisendanz erhielt einen Abdruck und in seiner Reaktion pflichtete er Leyh inhaltlich bei, wies aber auch darauf hin, dass Leyh durch sein Verhalten provoziere:

Daß Sie dem Vors.[itzenden] des VDB unangenehm sind, kann ich mir natürlich auch vorstellen. Sie lassen es ja auch nicht an sarkastischen und bitterhumorigen Wendungen fehlen. Durch sie wird man sich eben in der Leitung des Vereins und Red.[aktion] des Jahrb.[uchs] einigermaßen getroffen fühlen. [...] Es fällt immer unangenehm auf, wenn jemand die Wahrheit zu sagen wagt. Ich wundere mich eigentlich, daß es noch nicht gelungen ist, sie aus der Red.[aktion] des Zentralblatts hinauszudrängen – nach allem, was Sie mir schon so erzählt u. angedeutet haben, wird man doch noch versuchen. Sie sind gewiß manchem unbequem, weil Sie unentwegt Ihre Überzeugung vertreten. Sie haben keinen leichten Stand; und viel Kraft geht Ihnen mit diesen unerquicklichen Dingen verloren. Cui bono? Einen Rückhalt gegen Berlin haben Sie ja nirgends, wenn Ihnen auch jeder Einzelne Recht gibt.<sup>131</sup>

In seiner Frage nach dem Nutznießer von Leyhs renitenter Haltung schwingt ein unterschwelliger Vorbehalt mit, da Preisendanz ein Opponieren gegen die Berliner Entscheidungsträger für aussichtslos hielt.

Der Konflikt hatte allerdings ein Vorspiel im Abdruck einer Rede, die der Generalgouverneur von Polen, Hans Frank, zur Eröffnung der Staatsbibliothek Krakau gehalten hatte:

Aber auch mit dem in Krakau tätigen Obersubalternen Abb bin ich noch in Konflikt geraten wegen des Abdrucks der in Krakau gehaltenen Reden im ZfB. Ich hatte mit ihm schon in Krakau das ganze Detail eingehend besprochen u. außerdem noch von Tüb.[ingen] aus geschrieben. Daneben aber hatte ich, worüber Abb von mir unterrichtet war, mich bei Frank, der mich als früheren Bauberater der polnischen Bibliothekare mit großer Auszeichnung behandelt hatte, noch persönlich bedankt für die mannigfachen Anregungen in K.[rakau] u. bei dieser Gelegenheit auch angedeutet, daß es dem ZfB eine Ehre sein würde, seine Rede veröffentlichen zu dürfen. Daraufhin schickt er mir mit einem sehr freundlichen ganz persönlichen gehaltenen Brief sein Manuskript. Abb erfährt davon u. glaubt mir Vorhaltungen darüber machen zu können, daß ich mir erlaubt habe, unter Umgehung seiner Person direkt an den Generalgouverneur zu schreiben. Ihm hätte ich doch die Einladung zu verdanken gehabt!!<sup>132</sup>

---

<sup>130</sup> Leyh an Preisendanz, 22.01.1942, UB HD, Bl. 95.

<sup>131</sup> Preisendanz an Leyh, 27.01.1942, SBB PK, Bl. 93. Der Brief ist auf den 27.1.1941 datiert; aus dem Inhalt wird jedoch deutlich, dass Preisendanz hier ein Fehler unterlaufen ist.

<sup>132</sup> Leyh an Preisendanz, 28.06.1941, UB HD, Bl. 82.

Als Verantwortlicher für die wissenschaftlichen Bibliotheken im Generalgouvernement fühlte sich Abb also durch Leyhs Handeln übergangen, so dass die Reaktion Abbs auf Leyhs Jahrbuch-Rezension auch als Retourkutsche verstanden werden darf.

Dass Leyh die Chuzpe hatte, Abb in einem Brief ironisch als „Führer der deutschen Bibliothekare“ zu titulieren, ist bemerkenswert aber kein Einzelfall. Auch über andere Spitzenfunktionäre des NS-Bibliothekswesens äußerte Leyh sich abfällig und er gab sich keine Mühe, seine Formulierungen zu beschönigen. So charakterisierte er Rudolf Kummer, den Bibliotheksreferenten im REM, als entscheidungsschwach, da dieser an ihn gerichtete Anträge entweder verschleppe oder ganz verschweige.<sup>133</sup> Vor Hugo Andres Krüß warnte er Preisendanz, da dem Generaldirektor der PSB Berlin nicht zu trauen sei:

K.[rüß] ist als Mann der Ungleichwege sehr gefährlich. Mir gegenüber, d.h. unter 4 Augen, ist er von der größten Liebenswürdigkeit, u. hinter meinem Rücken sucht er mir ein Bein zu stellen, wo er kann. [...] Was war da gegen diesen in bloßen Programmen machenden Intriganten doch Milkau für ein Charakter! Vorsicht ist also in jeder Hinsicht geboten.<sup>134</sup>

Und über Rudolf Buttman, den Generaldirektor der BSB München, mit dem Preisendanz aufgrund von zurückgewiesenen Heidelberger Fernleih-Bestellungen aneinandergeraten war<sup>135</sup>, schrieb Leyh:

Aber ihr Münchener Freund [d. i. Rudolf Buttman, MH] ist, wie ich mehrfach feststellen konnte, der gleiche egoistische Versager wie K[rüß]. Er bezieht das höchste Gehalt, als Ministerialdirektor, dazu die Diäten für die aufreibende Tätigkeit als Reichstagsabgeordneter, u. tut wohl weniger als irgend einer der anderen Bibliotheksdirektoren, die weniger als die Hälfte seines Gehaltes beziehen.<sup>136</sup>

Gar zu einer galligen Generalkritik an den NS-Führungskadern holte Georg Leyh aus, als er Preisendanz zum 60. Geburtstag gratulierte und dessen Vorbildfunktion kontrastierte:

Die heutigen „Führer“ aber, die heute die Spitzenstellungen einnehmen, werden dann in vertraute Nacht u. Vergessenheit zurückgesunken sein u. trotz ihres eifrigen Plätscherns wird man kaum noch ihre bloßen Namen kennen.<sup>137</sup>

---

<sup>133</sup> Leyh an Preisendanz, 06.06.1940, UB HD, Bl. 44.

<sup>134</sup> Leyh an Preisendanz, 02.10.1940, UB HD, Bl. 57.

<sup>135</sup> Preisendanz an Leyh, 02.05.1939, SBB PK, Bl. 53.

<sup>136</sup> Leyh an Preisendanz, 02.10.1940, UB HD, Bl. 58.

<sup>137</sup> Leyh an Preisendanz, 19.07.1943, UB HD, Bl. 124.



### 3.4 „Von einer ganz ursprünglichen Genialität“: Beim Generalgouverneur Hans Frank in Krakau

Die einzige wohlwollende Äußerung Leyhs in den Briefen über einen Führungskader der NSDAP, ja über das nationalsozialistische Regime überhaupt, bezieht sich auf den Generalgouverneur des besetzten Polens, Hans Frank (1900-1946). Leyh schrieb über die Feier zur Einweihung der Staatsbibliothek Krakau, an der er am 4.4.1941 teilnahm:

Das Beste an der ganzen Feier war, von dem Frühstück auf der Burg beim Generalgouverneur abgesehen, die wahrhaft glänzende Einführungsrede des Generalgouverneurs; er hat mir den vollen vom Stenograph festgehaltenen Wortlaut zum Abdruck im ZfB zugesagt. Wenn ich auch glaube, dass die gedruckte Rede nicht so wirksam sein wird, wie das gesprochene Wort, so scheint mir doch der Abdruck einen Gewinn zu bedeuten, da bisher von einer hohen Regierungsstelle aus noch niemals mit so hohem Nachdruck von der Bedeutung der wissenschaftlichen Bibliothek als der Trägerin der geistigen Überlieferung gesprochen worden ist. Frank ist kein verbohrter Parteimann und kein Bürokrat, sondern schlechthin von einer ganz ursprünglichen Genialität. Ihn kennengelernt zu haben bedeutet einen Ausgleich für die ungewöhnliche Strapaze, in 5 Tagen 2400 Kilometer Bahnfahrt zu absolvieren [...].<sup>138</sup>

Wie ist diese begeisterte Äußerung Leyhs über einen Mann zu erklären, der für seine Brutalität gefürchtet war und im Nürnberger Prozess als Hauptkriegsverbrecher für den Tod von Millionen Menschen verantwortlich gemacht wurde?

Die Antwort ist wohl in der Persönlichkeit beider Männer zu suchen. Frank war ein zutiefst widersprüchlicher Charakter, auf der einen Seite rücksichtsloser und fanatischer Nationalsozialist mit hoher Gewaltbereitschaft, auf der anderen Seite bürgerlicher Intellektueller mit literarischen Interessen, der offen gegen Polizeiwilkkür und Konzentrationslager eintrat. Frank liebte es zu repräsentieren, wusste sich zu inszenieren und konnte sich in durchaus empathischer Weise auf seine Mitmenschen einlassen.<sup>139</sup>

Leyh wiederum wurde von Gebhardt, einem seiner Nachfolger als Tübinger Bibliotheksdirektor, bescheinigt, er habe „dort, wo seine Prinzipien tangiert wurden, kein Gespür für die richtige Beurteilung einer politischen Lage“ gehabt.<sup>140</sup> In Krakau ging ihm dieses Gespür offensichtlich verloren, weil ihn Frank mit seiner Rede zur Eröffnung der Staatsbibliothek für sich vereinnahmte. Eingerahmt von den typischen Phrasen der nationalsozialistischen Blut- und Boden-Ideologie betonte Frank die Tradition der deutschen Bibliotheken und ihre Bedeutung für die Zukunft. Insbesondere der Satz „Denn erst aus

---

<sup>138</sup> Leyh an Preisendanz, 22.04.1941, UB HD, Bl. 79.

<sup>139</sup> Vgl. Klessmann, Der Generalgouverneur Hans Frank. In: VfZ 1971, S. 245-260.

<sup>140</sup> Gebhardt, 1974, S. 217.

der Bibliothek entsteht die Universität.“<sup>141</sup>, dürfte dabei Leyhs innerster Überzeugung entsprochen haben. Neben dem Inhalt der Rede haben aber wohl auch die Begleitumstände eine gewisse Wirkung entfaltet, der sich Leyh nicht entziehen konnte. Der opulente festliche Rahmen des Empfangs, das große, mit Prominenz gespickte, Publikum sowie Franks Talent zur Selbstdarstellung, all das dürfte Leyh, der sich ansonsten von Veranstaltungen des Regimes fernhielt, beeindruckt haben. Insofern muss man konstatieren, dass selbst Georg Leyh gegenüber der nationalsozialistischen Propaganda nicht gänzlich unbeeinflussbar war.

### 3.5 Zentralblatt für Bibliothekswesen und Handbuch der Bibliothekswissenschaft

Die Arbeiten für das Zentralblatt für Bibliothekswesen sowie am Handbuch für Bibliothekswissenschaft besaßen im untersuchten Zeitraum einen hohen Stellenwert in Leyhs Leben. Beide Aufgaben werden immer wieder thematisiert und ziehen sich wie rote Fäden durch den Briefwechsel. Leyh meldete Fortschritte, berichtete über die weiteren Planungen und bat Preisendanz um Mitarbeit. Nach seinem erzwungenen Rücktritt als VDB-Vorsitzender investierte Leyh einen Großteil seiner verfügbaren Zeit und Energie in diese Tätigkeiten.<sup>142</sup> Voller Sarkasmus teilte er Preisendanz kurz nach Weihnachten 1942 mit: „Handbuch u. ZfB hätte ich wohl nirgends so versorgen können als es in der kleinen Bauernuniversität Tüb.[ingen] möglich zu machen war. Dafür muss ich den Burschen noch dankbar sein.“<sup>143</sup>

Als Herausgeber des ZfB war er ständig damit beschäftigt, neue Beiträge einzuwerben, um das nächste Heft zu füllen. Leyh schätzte Preisendanz' Artikel, denen er „echte Wissenschaftlichkeit“<sup>144</sup> bescheinigte und gab Preisendanz eine Veröffentlichungsgarantie für seine Einreichungen: „Was von Ihnen kommt wird unbesehen in das ZfB und seine Beihefte aufgenommen werden [...]“<sup>145</sup> Preisendanz revanchierte sich, indem er Leyh für die von ihm mitverantworteten Neuen Heidelberger Jahrbücher anfragte.<sup>146</sup>

Leyh gelang es, den Charakter des ZfB als angesehene wissenschaftliche Zeitschrift zu erhalten, musste dabei aber die Veröffentlichung ideologisch geprägter Aufsätze in Kauf nehmen.<sup>147</sup> Mit zunehmender

---

<sup>141</sup> Abb, Die Eröffnung der Staatsbibliothek in Krakau. III: Rede des Herrn Generalgouverneurs Reichsminister Dr. Frank. In: ZfB, 1941, S. 255-259, Zitat S. 259.

<sup>142</sup> Vgl. Komorowski, 1989, S. 8

<sup>143</sup> Leyh an Preisendanz, 27.12.1942, UB HD, Bl. 114. Mit den „Burschen“ dürften die politischen Entscheidungsträger gemeint sein, die seinen Wechsel nach Berlin verhindert hatten.

<sup>144</sup> Leyh an Preisendanz, 19.07.1943, UB HD, Bl. 124.

<sup>145</sup> Leyh an Preisendanz, 02.06.1937, SBB PK, Bl. 29.

<sup>146</sup> Preisendanz an Leyh, 29.05.1937, SBB PK, Bl. 28.

<sup>147</sup> Z.B. Kirchner, Schrifttum und wissenschaftliche Bibliotheken im nationalsozialistischen Deutschland. In: ZfB, 1933, S. 514-525; Prinzhorn, Die Aufgaben der Bibliotheken im nationalsozialistischen Deutschland. In: ZfB, 1934, S. 465-471 o. Kummer, Das wissenschaftliche Bibliothekswesen im nationalsozialistischen Deutschland. In: ZfB, 1938, S. 399-413.

Dauer des Krieges wurde der Papiermangel zu einem immer größeren Problem und er sah sich gezwungen, die Autoren um kurze Beiträge anzuhalten.<sup>148</sup> Die letzten Hefte erschienen als Doppeljahrgang 1943/44, das letzte Heft als Doppelausgabe 9/10 für Juli bis Dezember 1944, danach wurde das Erscheinen des ZfB eingestellt, wogegen Leyh vergeblich intervenierte: „Wie ich gestern erfuhr, gehört auch das ZfB unter die mehreren Hundert Zeitschriften, die nicht weitererscheinen dürfen. Ich werde natürlich bei [Rudolf] Kummer einen begründeten Protest einlegen, aber was hat ein Wissenschaftsministerium zu sagen, wenn es um totalen Rüstungseinsatz geht!“<sup>149</sup>

Die Idee des Handbuchs der Bibliothekswissenschaft stammte von Fritz Milkau, der ein umfassendes Kompendium schaffen wollte, das die Begriffe und Abläufe des Bibliothekswesens systematisiert, als Lehrbuch für die Ausbildung dient sowie als grundlegendes Nachschlagewerk eine neue Generation von Bibliothekaren unterstützt. Die beiden ersten Bände gab Milkau 1931 und 1933 heraus, wobei Preisendanz am Band „Schrift und Buch“, Leyh am zweiten Teil „Bibliotheksverwaltung“ beteiligt war. Mitten in den Arbeiten zum Abschlussband „Geschichte der Bibliotheken“ verstarb Milkau im Januar 1934 plötzlich und es stellte sich die Frage, wer dieses Projekt zu Ende führen könnte. Die Erwartungen der Bibliothekswelt sowie des Verlegers Hans Harrassowitz, richteten sich auf Leyh und er übernahm schließlich die redaktionelle Verantwortung für den letzten Band, was ihn in den Folgejahren körperlich und psychisch an seine Grenzen führte.<sup>150</sup> Im Herbst 1940 erschien der dritte Teil des Handbuchs und seine rückblickende Äußerung aus dem Jahr 1943 lässt erkennen, wie groß die Last gewesen sein muss, die nach Beendigung dieser Aufgabe vom ihm abfiel:

Ich gehe jeden Abend Punkt 11 ins Bett und sitze nie vor 7 Uhr früh am Schreibtisch, seitdem die Handbucharbeiten hinter mir liegen; ich habe bei dieser Methode meinen guten Schlaf wieder gefunden, der jahrelang verloren war, u. fühle mich so wohl u. leistungsfähig beinahe wie vor 10 u. 20 Jahren. Ich möchte auch noch etwas von meinen Ruhejahren haben [...].<sup>151</sup>

Dennoch war er sofort bereit, die Herausgeberschaft für eine zweite Auflage des Handbuchs zu übernehmen, um die ihn der Verleger nach dem Erfolg der Erstauflage Mitte 1942 bat.<sup>152</sup> Leyh begann sogleich mit den Vorbereitungen und bezog Karl Preisendanz umfassend in seine Planungen mit ein.<sup>153</sup> Augenscheinlich war Leyh froh, eine sinnstiftende Tätigkeit zu haben, die ihm in den trüben Kriegsjahren Ablenkung bot und so trieb er die Neuauflage weiter voran und nahm auch Preisendanz in die Pflicht:

---

<sup>148</sup> Leyh an Preisendanz, 18.01.1944, SBB PK, Bl. 165.

<sup>149</sup> Leyh an Preisendanz, 09.09.1944, UB HD, Bl. 147.

<sup>150</sup> Vgl. Dosa, 1974, S. 74.

<sup>151</sup> Leyh an Preisendanz, 19.07.1943, UB HD, Bl. 124.

<sup>152</sup> S. Leyh an Preisendanz, 01.06.1942, SBB PK, Bl. 123.

<sup>153</sup> S. die vier Briefe Leyhs an Preisendanz vom 25.07. u. 17.09.1942, SBB PK, Bl. 103 u. Bl. 109 sowie vom 06.08. u. 12.09.1942, UB HD, Bl. 133 u. 134.

Aber trotzdem muß man in dieser wahnsinnig gewordenen Welt weiterleben. Und so bitte ich auch den Handbuch-Vertrag einfach zu unterschreiben, als ob es Frieden wäre. Die Fristen werden selbstverständlich der Zeit angepaßt u. keinem wird ein Strick gedreht, wenn er 1, 2 oder auch 3 Jahre länger braucht als auf dem Papier steht. [...] Aber den Faden dürfen wir nicht abreißen lassen, wenn nicht das ganze Handbuch in die Brüche gehen soll. Also tun Sie mir den Gefallen!<sup>154</sup>

Im Sommer 1944 informierte Leyh dann Preisendanz bereits über die Vorbereitungen zur Drucklegung: „Die unablässigen Bemühungen des Verlags haben zu dem erfreulichen Ergebnis geführt, dass Papier für den Beginn des Druckes der 2. Auflage des Handbuchs der Bibliothekswissenschaft bereit liegt.“<sup>155</sup> Dazu kam es durch die Entwicklungen im Zweiten Weltkrieg jedoch nicht mehr und der erste Band der zweiten Auflage erschien erst 1952.

### 3.6 Bibliothekspolitik

In der Literatur zur NS-Bibliotheksgeschichte wird der programmatische Aufruf aus Leyhs Rede vom Bibliothekartag 1936 in der Regel auf den oben zitierten Satz reduziert, der sich an die Politiker richtete. Der unmittelbar anschließende Satz ist allerdings ebenfalls bedeutungsvoll, da Leyh hier die Bibliothekare in die Pflicht nahm: „Nur wenn der Geist der Sachlichkeit und der Verantwortlichkeit das Handeln der zum Dienst an den Bibliotheken berufenen Männern bestimmt, werden wir die inhaltlich und formell durchgebildeten Bibliotheken erhalten, die dem gewaltigen Aufbauwillen unserer Zeit angemessen sind.“<sup>156</sup> Er appellierte damit an ein verantwortungsvolles und sachorientiertes Handeln der Bibliothekare zum Wohle der ihnen anvertrauten Einrichtungen.

Wenige Jahre später musste Leyh feststellen, dass der Aufbauwille erlahmt war. Seinen Fachkollegen warf er ein allgemeines Desinteresse an bibliothekspolitischen Fragen vor und für die wissenschaftlichen Bibliotheken konstatierte Leyh einen Bedeutungsverlust, den er auch am Mangel von Persönlichkeiten festmachte:

Aber wer interessiert sich heute unter den wissenschaftlichen Bibliothekaren überhaupt noch für bibliothekspolitische Fragen? Fragen des Bücheretats, Rabatts, Pflichtexemplare, worüber man sich vor 30 Jahren noch mächtig aufgeregt hat, interessieren überhaupt nicht mehr in der allgemeinen Lethargie. Die wissenschaftlichen Bibliotheken haben ihre große Zeit einmal gehabt unter Althoff, ein gewisser Abglanz ruhte noch über Schwenke, Milkau, Harnack, aber dann? Die Geisteswissenschaften, an die die alten Bibliotheken gebunden sind, kämpfen müh-

---

<sup>154</sup> Leyh an Preisendanz, 12.03.1943, UB HD, Bl. 117.

<sup>155</sup> Leyh an Preisendanz, 20.07.1944, UB HD, Bl. 145.

<sup>156</sup> Leyh, 1936, S. 482.

sam um ihr Leben; werfen Sie nur einmal einen Blick in die neue Anordnung des Tübinger Vorlesungsverzeichnisses. Die germanisch-deutsche Weltanschauung ist als die wissenschaftliche Hauptgruppe, vertreten durch den bloßen Projektemacher Hauer<sup>157</sup>, an die Spitze gestellt, philosophische und theologische Fakultäten bilden den Schluß u. in der Rektoratsrede wurde öffentlich verkündet, daß die Biologie das Fundament für die neue Kulturwissenschaft abzugeben habe.<sup>158</sup>

Der „Projektemacher“ war für Leyh das Sinnbild eines Blenders, der vor allem technische Neuerungen um ihrer selbst willen einführt und das Umorganisieren übertreibt.<sup>159</sup> Eng damit verbunden war die „von Berlin ausgehende Bürokratisierung und Mechanisierung der bibliothekarischen Arbeit“<sup>160</sup>, die nach Leyhs Ansicht zu oft in unnötige, nach außen gerichtete „Phantom“-Tätigkeiten mündete, welche laut seinem Urteil „der Todfeind der Bibliotheken“<sup>161</sup> waren.

In der Verlagerung des Schwerpunktes von den Geisteswissenschaften zu den angewandten Wissenschaften und technischen Disziplinen an den Hochschulen im „Dritten Reich“ sah Leyh eine Ursache für die von ihm ausgerufene existenzielle Krise der Universitätsbibliotheken.<sup>162</sup> Die offene Strukturfrage der Zweischichtigkeit hielt er für einen weiteren Grund:

Ich halte die Frage UB & Institute für die Kardinalfrage des ganzen wissenschaftlichen Bibliothekswesens in Deutschland. Die Stadt- und Landesbibliotheken an Orten ohne Hochschule sinken unweigerlich zu Bildungsbibliotheken herab, die beiden großen Bibl.[iotheken] in Berlin u. München werden sich halten als das „Gedächtnis der Nation“ (Schopenhauer), aber die Universitätsbibliotheken werden total verkümmern, wenn es ihnen nicht gelingt, die Leitung der Specialbibliotheken in die Hand zu bekommen, da nach meiner Überzeugung die Spezialbibliothek die wissenschaftliche Bibliothek der Zukunft ist. Diese Entwicklung können wir nicht aufhalten, wir dürfen aber auch nicht abseits stehen bleiben, sondern müssen uns einschalten. Der Universitätsbibliothekar reitet im besten Fall seine Steckenpferde, aber er sieht nicht aufs

---

<sup>157</sup> Jakob Wilhelm Hauer (1881-1962) war Indologe sowie Religionswissenschaftler und zwischen 1927 und 1945 Professor an der Universität Tübingen. Hauer war aktives NSDAP- und SS-Mitglied sowie Beauftragter des Sicherheitsdienstes des Reichsführers SS (SD) für die Universität Tübingen. 1933 wurde er Führer der „Deutschen Glaubensbewegung“, einem Zusammenschluss verschiedener Gruppierungen des Neuheidentums, den Hauer zur Staatskirche des „Dritten Reiches“ erheben wollte. Im Zuge seiner Bemühungen die neue Religion in die geistesgeschichtliche Tradition der Arier einzuordnen, wurde er 1940 Gründungsdirektor des „Arischen Seminars“ der Universität Tübingen. Hauer war an der Vorbereitung der „Aktion gegen Geheimlehren und Geheimwissenschaften“ beteiligt, die als Reaktion auf den Englandflug des zum Okkultismus neigenden Rudolf Heß im Juni 1941 von der Gestapo durchgeführt wurde. Einen großen Teil der dabei konfiszierten Bücher erhielt Hauer für sein „Arisches Seminar“, das bis 1942 zum Institut ausgebaut wurde (Vgl. Junginger, Jakob Wilhelm Hauer. In: Fahlbusch/Harr/Pinwinkler, Handbuch der völkischen Wissenschaften, Bd. 1, 2017, S. 274-278).

<sup>158</sup> Leyh an Preisendanz, 02.02.1940, UB HD, Bl. 39.

<sup>159</sup> Vgl. Leyh, Der Bibliothekar der Zukunft. In: ZfB, 1949, S. 151-171, hier S. 157.

<sup>160</sup> Leyh an Preisendanz, 02.06.1937, SBB PK, Bl. 29.

<sup>161</sup> Leyh, Durchbildung der wissenschaftlichen Gebrauchsbibliothek. In: Ders., Handbuch der Bibliothekswissenschaft, Bd. 3.2, 1957, S. 307-491, hier S. 467 f.

<sup>162</sup> Vgl. Dosa, 1974, S. 90.

Ganze; er ist gar nicht bestrebt seine Bibliothek oder das wissenschaftliche Bibliothekswesen als solches zur Geltung zu bringen; das wird aus der mangelnden Berichterstattung im ZfB ganz deutlich.<sup>163</sup>

Das duale System von Universitäts- und Institutsbibliotheken wurde im Rahmen der Althoff'schen Reformen Ende des 19. Jahrhunderts geschaffen, als die UBs den Literaturbedarf, der aufgrund der raschen Ausdifferenzierung der Wissenschaftsfächer stark anstieg, nicht mehr bewältigen konnten. Die meist nebenamtlich geleiteten aber wegen ihres Präsenz- und Freihandprinzips leistungsfähigeren Seminar- und Institutsbibliotheken traten in der Folge in zunehmende Konkurrenz zu den universitären Zentralbibliotheken um die knappen Finanzressourcen. Ein von Karl Julius Hartmann zwischen 1936 und 1937 in Göttingen durchgeführtes Modellvorhaben zur Erwerbungs Kooperation innerhalb des universitären Bibliothekssystems blieb letztlich durch den Ausbruch des Krieges ohne Folgen.<sup>164</sup>

Ein anderes von Leyh angesprochenes Thema betraf die Verhältnisse beim Hochschul-Schriftentausch. Mit der Kennzeichnung, der Ablieferung und dem Tausch von Dissertationen war eine ganze Reihe von Problemen und Fragen verbunden, die die Bibliothekare bereits seit Jahrzehnten beschäftigte.<sup>165</sup>

Durch eine Vereinbarung zwischen dem Reichsdozentenbund und dem Börsenverein der Deutschen Buchhändler, für die Leyh sich eingesetzt hatte, konnte 1937 eine Kennzeichnungspflicht sowie eine abzuliefernde Stückzahl erreicht werden. Die in dem Abkommen enthaltene Formulierung war allerdings nicht eindeutig und während die Fakultäten und der Buchhandel die Abgabe von 50 Dissertationen als Obergrenze ansahen, verstanden die Bibliotheken diese als Mindestmenge.<sup>166</sup> Leyh, der eine Zahl von 150 bis 180 abzuliefernden Pflichtexemplaren für eine flächendeckende Versorgung von Bibliotheken im In- und Ausland als erforderlich ansah<sup>167</sup>, forderte Preisendanz gegenüber mehr Verbindlichkeit durch einen Verteilungsplan:

Sie kennen die jahrelangen Bemühungen, den im Verfall begriffenen akademischen Schriftentausch wieder zu beleben und nach vernünftigen Grundsätzen einzurichten. Dazu gehört jetzt nach meiner Überzeugung ein von der Zentralstelle festgesetzter und für die Universitätsbibliotheken verbindlicher Verteilungsplan für die Universitätsbibliotheken für die 50 Tausch-

---

<sup>163</sup> Leyh an Preisendanz, 02.02.1940, UB HD, Bl. 38-39.

<sup>164</sup> Vgl. Enderle, Karl Julius Hartmann als Direktor der Universitätsbibliothek Göttingen (1935-1958). In: Knoche/Schmitz, Wissenschaftliche Bibliothekare im Nationalsozialismus, 2011, S. 193-223, hier S. 215 f. sowie Hartmanns Abschlussbericht: Hartmann, Das Problem der Institutsbibliotheken. In: ZfB, 1939, S. 17-37.

<sup>165</sup> S. u.a. Geiger, Ueber Mißstände im Dissertationswesen. In: ZfB, 1907, S. 394-417; Lindau, Akademischer Schriftentausch und Reihendrucke. In: ZfB, 1929, S. 350-353; Glauning, Dissertationsfragen. In: ZfB, 1932, S. 371-379; Jürgens, Zur Frage des Schriftenaustausches. In: ZfB, 1932, S. 540-543 u. Lutz, Überlegungen zum Dissertationentausch. In: ZfB, 1936, S. 695-700.

<sup>166</sup> Leyh, Mißstände im Dissertationswesen. In: ZfB, 1938, S. 544-552.

<sup>167</sup> Ebd., S. 547.

exemplare der Dissertationen, die wir den Buchhändlern und Fakultäten mit Mühe abgerungen haben. Immer wieder erhalte ich von den einzelnen Universitätsbibliotheken auf die Anfrage, ob die und jene Dissertation im Schriftentausch zu erwarten sei, die unglaubliche Antwort, dass die Arbeit nur in 50 Exemplaren abgeliefert sei und daher nicht zur Verfügung gestellt werden könne. Für wen sind dann solche Arbeiten bestimmt, wenn nicht in erster Linie für die deutschen Universitätsbibliotheken!? Welche Verständnislosigkeit für die Aufgaben einer Universitätsbibliothek spricht aus einer solchen Ablehnung! Jeder Kanzleisekretär mit gesundem Menschenverstand würde diese Dinge in eine bessere Form bringen.<sup>168</sup>

Die Bedeutung der Pflichtexemplare und des Schriftentauschs für die Bibliotheken in den Jahren des Nationalsozialismus muss auch vor dem Hintergrund der prekären Finanzsituation gesehen werden, die eine Bestandsvermehrung durch Kauf stark einschränkte.<sup>169</sup> Für die UBs in Heidelberg und Tübingen war der Tausch von Publikationen in den Jahren zwischen 1933 und 1942 die wichtigste Zugangsart und hatte einen Anteil zwischen 55 % (UB Tübingen in den Berichtsjahren 1938/39 und 1941/42) und 80 % (UB Heidelberg im Berichtsjahr 1937/38) am Gesamtzugang.<sup>170</sup>

Leyh verfolgte das Thema beharrlich weiter, konnte im ZfB auf einen ergänzenden Erlass des REM verweisen, wonach die Zahl der abzuliefernden Exemplare von Dissertationen auf *mindestens* 50 festgesetzt wurde<sup>171</sup> und plädierte nochmals für einen verbindlichen Verteilungsplan<sup>172</sup>.

Das bedeutendste Projekt nationalsozialistischer Bibliothekspolitik war der Deutsche Gesamtkatalog. Als Erweiterung des bereits Anfang des 20. Jahrhunderts begonnenen Preußischen Gesamtkatalogs sollte ein zentrales Bestandsverzeichnis aller wichtigen Bibliotheken des Deutschen Reiches entstehen, das auch zur Lenkung von Fernleih-Anfragen gedacht war. Darüber hinaus plante man den Gesamtkatalog als funktionalen Ersatz für eine Nationalbibliothek, da die politische Führung dieser Diskussion wegen der Rivalität zwischen der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin und der Deutschen Bücherei in Leipzig aus dem Weg gehen wollte. Aufgrund der Tatsache, dass der Katalog auf seinem Preußischen Vorgänger aufsetzte, mussten in allen beteiligten Bibliotheken einheitliche Katalogisierungsstandards, die Preußischen Instruktionen, eingeführt werden. Auf politischer Ebene passte das Vorhaben zur Agenda der Nationalsozialisten, da es zur Vereinheitlichung und Zentralisierung des deutschen wissenschaftlichen Bibliothekswesens beitrug. Nach einem Treffen der Direktoren aus deutschen und österreichischen Bibliotheken im Juli 1935 wurde das ehrgeizige Projekt bereits im August des Jahres per

---

<sup>168</sup> Leyh an Preisendanz, 06.06.1940, UB HD, Bl. 44.

<sup>169</sup> Vgl. Deinert, 2016, S. 26 u. Flachowsky, 2014, S. 54.

<sup>170</sup> Eigene Berechnung auf Basis der Daten im Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken, Jg. 26/27, 1934 bis Jg. 33, 1943.

<sup>171</sup> Leyh, Noch einmal. Die Misstände im Dissertationenwesen. In: ZfB, 1940, S. 167-172, hier S. 168.

<sup>172</sup> Leyh, Spannungen und Lösungen im akademischen Schriftentausch. In: ZfB, 1941, S. 259-273, hier S. 268.

Erlass durch das REM angeordnet und der PSB die Gesamtkoordination zwischen den 102 beteiligten Bibliotheken übertragen.<sup>173</sup>

Leyh, der den Vorschlag eines Deutschen Gesamtkataloges 1930 noch grundsätzlich unterstützt hatte, lehnte das Projekt nun entschieden ab. In einer Denkschrift nannte er als Argumente den großen personellen Aufwand sowie den hohen Zeitbedarf, den er auf Basis der Erfahrungen des Preußischen Gesamtkatalogs auf ca. 100 Jahre schätzte.<sup>174</sup> In der Tat schritt das Unternehmen nur langsam voran und im Herbst 1942 stellte Leyh gegenüber Preisendanz spöttisch fest, dass der Gesamtkatalog „in einem geringeren Tempo läuft als eine Schnecke“.<sup>175</sup>

Der Alternativvorschlag aus Leyhs Denkschrift sah vor, vier einzelne Kataloge für Zeitschriften, die Literatur der Jahre 1450-1800, die Werke des 19. Jahrhunderts sowie die ausländische Literatur nach 1900 zu erstellen und nach Dringlichkeit vorzugehen.<sup>176</sup> Preisendanz begrüßte diesen Vorschlag und regte an, die Denkschrift zu veröffentlichen<sup>177</sup>, worauf Leyh entgegnete, er werde sich „sehr hüten“ dies zu tun<sup>178</sup>. Leyh war sich also bereits 1935 bewusst darüber, dass es gefährlich war, die Politik der nationalsozialistischen Machthaber zu kritisieren und gab seine Denkschrift nur ausgewählten Fachkollegen zu lesen.

Einige Monate nach seinem Rücktritt als VDB-Vorsitzender im Jahr 1937 wandte sich Leyh mit düsteren Worten an Preisendanz und stellte die Vorstellung von einem Deutschen Gesamtkatalog dem von ihm wahrgenommenen Bedeutungsrückgang der UBs gegenüber:

Heute übt man im Phantom alle Künste der Katalogisierung, den GK [Gesamtkatalog, MH] eingeschlossen, der gelehrte Benutzer aber, soweit er überhaupt noch existiert und nicht durch Marschieren und besuchen von Versammlungen schon getötet ist, sitzt in den Spezialinstituten. Das ist nach meiner Ansicht der traurige Verlauf in der Entwicklung der Universitätsbibliotheken.<sup>179</sup>

Auf dem Passauer Bibliothekartag hielt Hermann Fuchs (1896-1970) im Juni 1938 einen Vortrag über den Deutschen Gesamtkatalog, in dem er die Vorteile des Projektes herausstellte und Leyhs Alternativvorschlag zu entkräften versuchte.<sup>180</sup> Dies dürfte die Anwesenden wenig überrascht haben, da Fuchs der zuständige Koordinator für den Druck des Gesamtkatalogs an der PSB war. Im August desselben Jahres war Leyh auf der Suche nach einem „geeigneten Referenten für das grosse deutsche

---

<sup>173</sup> Vgl. Hagenau, Der deutsche Gesamtkatalog, 1988, insbes. S. 47 f.

<sup>174</sup> Vgl. Kowark, 1981, S. 58 f.

<sup>175</sup> Leyh an Preisendanz, 06.10.1942, SBB PK, Bl. 139.

<sup>176</sup> Vgl. Kowark, 1981, S. 59.

<sup>177</sup> Preisendanz an Leyh, 08.11.1935, SBB PK, Bl. 16.

<sup>178</sup> Leyh an Preisendanz, 16.11.1935, SBB PK, Bl. 17.

<sup>179</sup> Leyh an Preisendanz, 22.12.1937, SBB PK, Bl. 39.

<sup>180</sup> Fuchs, Der Deutsche Gesamtkatalog als Organisation und Leistung. In: ZfB, 1938, S. 443-457.



Gesamtschriftenverzeichnis“<sup>181</sup>, da er Fuchs' Vortrag offensichtlich mit einer behutsamen Replik begegnen wollte:

In Berlin liebt man es sich von einem weitläufigen Unternehmen in das andere zu stürzen. Es sollte an die Besprechung des Unternehmens die Voraussetzung geknüpft werden, dass es in der gleichen Zeit zum guten Ende geführt werde, wie das ähnliche französische Unternehmen in den 80er Jahren. Es müsste in vorsichtiger Form geschehen, damit der Referent einer Rüge von obenher entgeht [...].<sup>182</sup>

Da er als Kritiker des Vorhabens bekannt war, wandte er sich in der Sache zunächst an Preisendanz: „Würden Sie vielleicht die Freundlichkeit haben, das Referat zu übernehmen? Wenn Sie ablehnen sollten, würde ich wohl zunächst einmal in München anfragen müssen.“<sup>183</sup> Auf den Münchner Generaldirektor Rudolf Buttmann hoffte Leyh wohl deshalb, weil die BSB aus ihrem Selbstverständnis heraus den preußischen Zentralisierungsbestrebungen kritisch gegenüberstand.<sup>184</sup> Allerdings war sowohl Preisendanz als auch Buttmann das Thema anscheinend zu heikel und die Veröffentlichung eines entsprechenden Artikels im ZfB unterblieb. Der Deutsche Gesamtkatalog blieb für Leyh eine „Seifenblase“ sowie reine „Prestige-Angelegenheit“<sup>185</sup> und wurde 1943 schließlich kriegsbedingt abgebrochen.

#### 4. Zum Verhältnis von Georg Leyh und Karl Preisendanz

Seit wann sich Leyh und Preisendanz persönlich kannten, ist nicht bekannt. In einem Brief erinnert sich Leyh, dass er Preisendanz 1928 in der Badischen Landesbibliothek begrüßen wollte, vom damaligen Direktor Theodor Längin jedoch aufgefordert wurde „auf Zehenspitzen an Ihnen vorbeizuschleichen, da Sie in Ihren wichtigen Studien nicht gestört werden dürften“.<sup>186</sup> Möglich wäre auch, dass sich die beiden auf einem Bibliothekartag kennengelernt haben. Schriftlich wird gleichwohl schon wesentlich früher Kontakt bestanden haben, da Preisendanz seit 1913 im ZfB publizierte, dessen Herausgeber Leyh seit 1922 war.

---

<sup>181</sup> Leyh an Preisendanz, 04.08.1938, SBB PK, Bl. 48.

<sup>182</sup> Ebd.

<sup>183</sup> Ebd.

<sup>184</sup> Diese Ansicht vertrat Buttmann auch öffentlich, wie seine folgende Aussage im Zusammenhang mit der bibliothekarischen Ausbildung in der Sitzung des Reichsbeirats für Bibliotheksangelegenheiten vom 31.1.1938 zeigt: „Eine zu weitgehende Zentralisierung wäre für die Bibliotheken kein Segen, eine gewisse provinzielle Gliederung ist zu erstreben.“ Zit. n. Komorowski, 1992, S. 79.

<sup>185</sup> Leyh an Preisendanz, 29.12.1943, UB HD, Bl. 131.

<sup>186</sup> Leyh an Preisendanz, 19.07.1943, UB HD, Bl. 124. Theodor Längin (1867-1947) war zwischen 1919 und 1932 Direktor der Badischen (Hof- und) Landesbibliothek in Karlsruhe.

## 4.1 Rückschlüsse aus äußerer Form und Charakteristika der Briefe

Zur Bewertung der Beziehung zwischen Georg Leyh und Karl Preisendanz ist zunächst die Frage zu klären, ob es sich um einen privaten oder einen dienstlichen Briefwechsel handelt. Da die Schreiben in ihren persönlichen Nachlässen und nicht in den Dienstakten überliefert sind, scheint die Antwort eindeutig auszufallen. Eine Analyse der Briefe nach formalen Kriterien liefert jedoch ein differenzierteres Bild.

Hinsichtlich ihrer Materialität fällt zunächst auf, dass die Briefe, sofern Sie als Original und nicht als Durchschlag vorliegen, teilweise auf dem Geschäftsbriefpapier der Bibliotheken und teilweise auf Blanko-Briefbögen verfasst wurden. Leyh verwendete darüber hinaus mitunter auch Briefpapier mit dem Aufdruck des ZfB bzw. des Harrassowitz-Verlags. Weiterhin lässt sich nachweisen, dass sowohl Leyh als auch Preisendanz ihre Briefe im Büro per Schreibmaschine verfassten, wobei angesichts des mitunter vertraulichen Inhalts nicht davon ausgegangen werden kann, dass eine Schreibkraft die Arbeit ausführte. Preisendanz besaß zudem offensichtlich auch eine private Schreibmaschine und er verfasste nur einige wenige Schriftstücke sowie Ergänzungen handschriftlich. Leyh dagegen schrieb außerhalb der Bibliothek sämtliche Briefe per Hand. Ausweislich des Briefkopfes wurden die meisten Schreiben am Dienstort aufgesetzt, einige aber auch am Wohn- oder Urlaubsort. Nur Karl Preisendanz verwendete in einzelnen Fällen ein Aktenzeichen.

Schon anhand dieser wenigen äußeren Gesichtspunkte wird deutlich, dass es sich bei den Briefen um eine Mischform aus dienstlicher und privater Korrespondenz handelt.

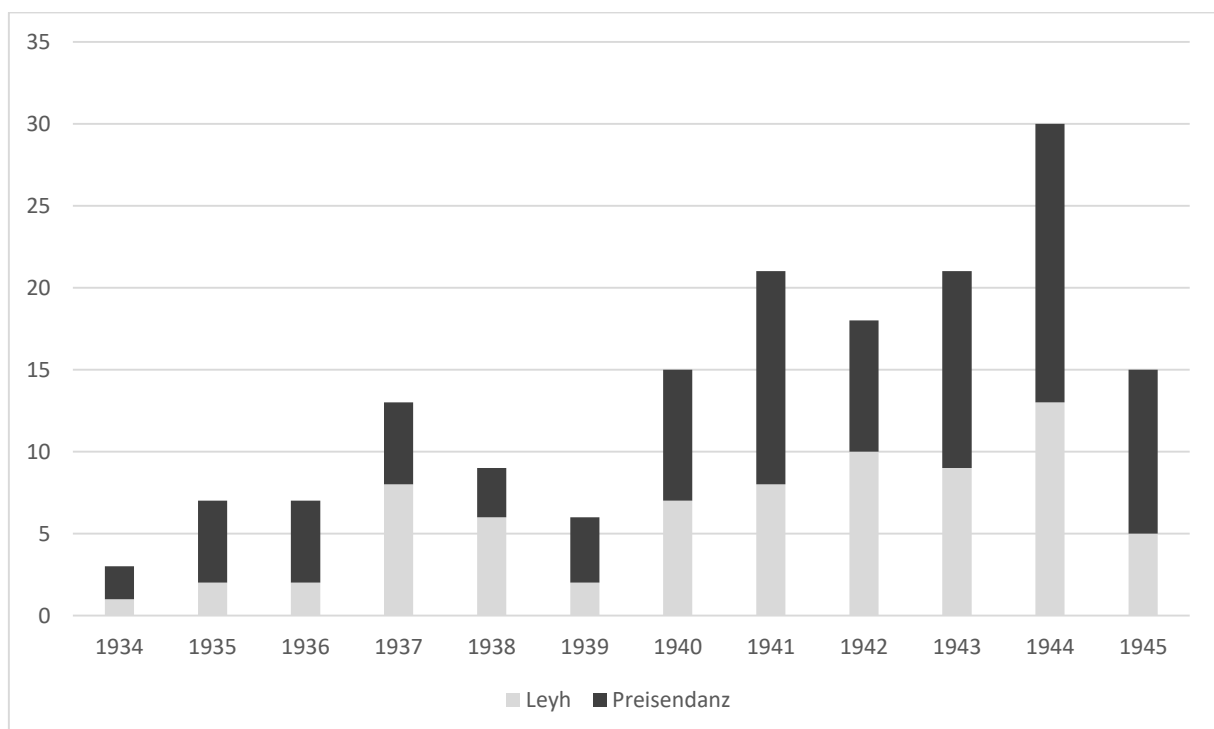


Abbildung 3: Verteilung der Briefe nach Jahr und Absender

Während der Kriegsjahre steigerten Leyh und Preisendanz ihre Brieffrequenz deutlich. Schrieb jeder von ihnen in den Friedensjahren durchschnittlich knapp vier Briefe an den anderen, waren es ab 1939 im Schnitt neun Schreiben pro Jahr. Datumsscharf sortiert wurden insgesamt 116 der Briefe während des Zweiten Weltkriegs verfasst, was einem Anteil von 70 % an der untersuchten Korrespondenz entspricht (vgl. Abb. 3). Nimmt man die Anzahl der Mehrblatt-Briefe als Indiz für die Intensität des Briefwechsels, ist auch hier eine Zunahme für die Zeit des Zweiten Weltkriegs feststellbar. Das Jahr 1934 ausgeklammert (in dem Preisendanz noch in Karlsruhe war und die Korrespondenz ohnehin nur drei Briefe umfasste), wurden zwischen 1935 und dem 1.9.1939 weder von Leyh noch von Preisendanz Briefe geschrieben, die mehr als ein Blatt Umfang hatten. Insbesondere für die drei folgenden Jahre nimmt die Anzahl mehrblättriger Briefe dann mit sechs (1940) bzw. acht (1941 und 1942) sprunghaft zu. In der Kriegszeit lag die Quote dieser langen Briefe bei ca. 30 %. Es lässt sich also festhalten, dass sich Leyh und Preisendanz insbesondere in den Jahren des Zweiten Weltkriegs intensiv austauschten.

Auf der textuellen Ebene ist die Anredeformel ein aussagekräftiges Indiz für den Grad der Vertrautheit der Korrespondenten. In Georg Leyhs Briefen sind diesbezüglich deutlich abgrenzbare Perioden erkennbar: Das „Sehr verehrter Herr Kollege“ (1934/35) weicht nach wenigen Schreiben einem „Lieber Herr Kollege“ (bis ca. 1938), um nach einem kurzen Übergang mit der vermischenden Anrede „Lieber Freund u. Kollege“ (bis ca. 1940), bei der Form „Lieber Freund“ (seit ca. 1941) zu bleiben. Karl Preisendanz nutzte die Anredeformeln teilweise leicht abgewandelt und wechselte häufiger zwischen mehreren Formen, die grundsätzliche Abfolge ist aber wie bei Georg Leyh: Einem ersten schüchternen „Sehr verehrter Herr Professor“, folgt bis ca. 1935 das professionsbezogene „Sehr verehrter Herr Kollege“. Preisendanz verwendete dann bis ca. 1940 zunächst die Anrede „Sehr verehrter lieber Herr Kollege“, variierte diese und wechselte ab 1941 zu den Begrüßungen „Sehr verehrter Freund“ und „Lieber Freund“, die er ohne erkennbares Muster bis 1945 wahlweise benutzte. Bei den verwendeten Anredeformeln ist also eine Entwicklung festzustellen, in deren Verlauf eine zunächst rein dienstlich-kollegiale Begrüßung mit der Zeit in eine Form übergeht, die auf ein freundschaftliches Verhältnis verweist.

Ein zeitspezifisches Kriterium für das Vertrauensverhältnis zwischen zwei Briefpartnern im „Dritten Reich“ ist die Verwendung des Deutschen Grußes als Schlussformel. Nach Klaas-Hinrich Ehlers war das „Heil Hitler!“ in der schriftlichen Kommunikation von und mit Behörden der vorgegebene Abschiedsgruß, setzte sich aber in den von ihm untersuchten Belegbriefen aus den Jahren 1933 bis 1939 erst 1937 durch.<sup>187</sup>

---

<sup>187</sup> Ehlers, Der „Deutsche Gruß“ in Briefen. In: Linguistik online, 2012, S. 3-19, hier S. 8 ff.

Leyh und Preisendanz verwendeten den Deutschen Gruß in ihren Briefen eher selten und immer in einer hybriden Form. Leyh nutzte die nationalsozialistische Schlussformel in zwölf seiner 73 Briefe, Preisendanz in sechs von 92, wobei eine Häufung für die Jahre 1937 bis 1939 zu beobachten ist, in denen Leyh sieben Mal, Preisendanz fünf Mal „Heil Hitler!“ in der Schlussformel schrieb. In den Kriegsjahren ließ die Verwendung dagegen stark nach (Leyh: dreimal, Preisendanz: einmal) und hörte ab Mitte 1942 ganz auf. Beide kombinierten den Deutschen Gruß mit allgemeinen Grußadressen (Leyh) oder Ergebenheitsbekundungen (Preisendanz). So bevorzugte Leyh die Verbindung „Herzlich grüssend und Heil Hitler!“<sup>188</sup>, während Preisendanz wiederum häufiger variierte und z.B. „Mit herzlichergebnen Grüßen und mit Heil Hitler“<sup>189</sup> schloss.

Warum der Deutsche Gruß in einigen Briefen gebraucht wurde, im überwiegenden Teil jedoch nicht, lässt sich nur vermuten. Die Häufung in den Jahren von 1937 bis 1939 könnte auf eine entsprechende Dienstanweisung zurückzuführen sein. In einigen Fällen mag zudem die Befürchtung des Absenders eine Rolle gespielt haben, dass der betreffende Brief aufgrund seines Inhalts beim Empfänger Eingang in die Dienstakten finden bzw. einem Dritten vorgelegt werden würde. Die Tatsache, dass Leyh und Preisendanz den Deutschen Gruß nach 1939 kaum noch verwendeten, deutet auf ein gewachsenes Vertrauensverhältnis zwischen den Beiden hin.

Charakteristisch für den Briefwechsel ist die Verwendung lateinischer und altgriechischer Phrasen sowie Zitate klassischer Autoren. So schreibt Preisendanz beispielsweise, in Abwandlung eines Horaz-Zitats, „Odi profanum vulgus et – collegium!!“ und bringt damit seine Befürchtung zum Ausdruck, andere Hochschullehrer könnten Anstoß daran nehmen, dass er hin und wieder Artikel für Tageszeitungen schreibt, um ein Zusatzeinkommen zu erzielen.<sup>190</sup> Leyh führt im Zusammenhang mit der Erörterung der aktuellen Situation der wissenschaftlichen Bibliotheken den Ausruf des Priesters Panthos beim Anblick des brennenden Troja, „Fuimus Troes!“, aus Vergils Aeneis an, der sprichwörtlich für „Alles ist verloren!“ steht.<sup>191</sup> Geprägt von Leyhs schwarzem Humor ist die Verwendung der lateinischen Redewendung der „sexagenarios de ponte“, die sich auf die Greisentötung im alten Rom bezieht und die er zitiert, als er 1941 zur Eröffnung der neuen Staatsbibliothek nach Krakau eingeladen wird. Seine ironisch bekundete Überraschung bezieht sich dabei nur vordergründig auf sein damaliges Alter von 63

---

<sup>188</sup> Leyh an Preisendanz, 17.05.1938, 17.05.1940 u. 10.11.1940, UB HD, Bl. 24, 41 u. 62.

<sup>189</sup> Preisendanz an Leyh, 17.12.1937, SBB PK, Bl. 38.

<sup>190</sup> Preisendanz an Leyh, 13.10.1940, SBB PK, Bl. 78. Übersetzung: „Ich hasse die uneingeweihte Menge – und das (Hochschul-)Kollegium. Das Original-Zitat aus Horaz' Oden lautet: „Odi profanum vulgus et arceo.“ („Ich hasse die uneingeweihte Menge und halte sie fern.“). Quelle: Meyers Großes Konversations-Lexikon, Band 14. Leipzig 1908, S. 905. Verfügbar unter: <http://www.zeno.org/nid/20007175906> [Zugriff am 10.6.2021].

<sup>191</sup> Leyh an Preisendanz, 02.02.1940, UB HD, Bl. 39. Übersetzung: „Trojaner sind wir gewesen!“. Quelle: Meyers Großes Konversations-Lexikon, Band 7. Leipzig 1907, S. 199. Verfügbar unter: <http://www.zeno.org/nid/2000664127X> [Zugriff am 10.6.2021].

Jahren und vielmehr auf die Tatsache, dass er zu dieser Zeit kaum mehr über Einfluss im Bibliothekswesen verfügte und somit gewissermaßen bereits „kaltgestellt“ war.<sup>192</sup>

Während die einfachen Phrasen scheinbar keine tiefere Bedeutung aufweisen und als Ausdruck von Gelehrsamkeit betrachtet werden können, betonen vor allem die Literaturzitate die Verbundenheit von Leyh und Preisendanz und wirkten beziehungsstiftend. Ohne ihre humanistische Bildung und weitreichenden philologischen Kenntnisse wäre die wechselseitige Deutung der Textstellen nicht möglich gewesen. Somit war der gemeinsame geisteswissenschaftliche Hintergrund sowie das Interesse an den klassischen Autoren und das Wissen über ihre Werke eine wichtige Grundlage für das Verhältnis zwischen Leyh und Preisendanz.

## 4.2 Motivation für den Briefwechsel

Als neuberufener UB-Direktor war Karl Preisendanz auf der Suche nach einem kollegialen Austausch auf gleicher Ebene. Es wäre für ihn zunächst naheliegender gewesen, sich an den Direktor der anderen badischen UB in Freiburg, Josef Rest (1884-1961), zu wenden, für den er aber offenbar keine Sympathie empfand:

Über den Kollegen Rest rege ich mich nicht weiter auf. Er ist mir bekannt in dieser großsprecherischen und anmaßenden Redeweise, die mir ihn nur unsympathisch macht. Und andere sind auch so ihm gegenüber eingestellt. Ich habe noch keinen getroffen, der ihn geliebt hätte.<sup>193</sup>

In Leyh sah Preisendanz den „erfahrenen Praktiker“<sup>194</sup>, von dem er hoffte, einiges über die Leitung einer UB lernen zu können. Bereits unmittelbar nach seinem Dienstantritt in Heidelberg bat er um eine Hospitation bei Leyh in Tübingen:

Als starker Bewunderer Ihrer Arbeiten und Leistung hätte ich darum den großen Wunsch, Ihren Tübinger Dienstbetrieb kennen zu lernen, um mir vielleicht danach einen eigenen Arbeitsplan für Hdbg zu bilden, soweit er fürs erste nicht durch die bestehenden Einrichtungen festgelegt ist. Es gibt da sicher so manches, das ich zu meinem größten Vorteil aus dem Fonds Ihrer Erfahrungen kennen lernen möchte!<sup>195</sup>

Preisendanz besuchte Leyh Ende Oktober / Anfang November 1935 in Tübingen und zeigte sich im Nachgang äußerst zufrieden mit seinen gewonnenen Einblicken: „Ich habe einen großen Gewinn von meinem Besuch zu buchen für meine Praxis im Dienst [...]“<sup>196</sup>

---

<sup>192</sup> Leyh an Preisendanz, 22.04.1941, Heid. Hs. 3763 III A-629, Bl. 79. Übersetzung: „Brückenreife Sechziger“. Quelle: Meyers Großes Konversations-Lexikon, Band 8. Leipzig 1907, S. 275. Verfügbar unter: <http://www.zeno.org/nid/20006709249> [Zugriff am 10.6.2021].

<sup>193</sup> Preisendanz an Leyh, 05.06.1943, SBB PK, Bl. 150.

<sup>194</sup> Preisendanz an Leyh, 09.11.1941, SBB PK, Bl. 113.

<sup>195</sup> Preisendanz an Leyh, 03.07.1935, SBB PK, Bl. 10.

<sup>196</sup> Preisendanz an Leyh, 08.11.1935, SBB PK, Bl. 16.

Georg Leyh stand mit zahlreichen Briepartnern im In- und Ausland in Kontakt, wozu auch einige aktive UB-Direktoren gehörten.<sup>197</sup> Da Tübingen die einzige Universität in Württemberg war, fehlte Leyh jedoch ein Austausch mit einem Pendant in der Region. Die persönliche Beziehung zu Josef Rest in Freiburg scheint auch bei Leyh nicht besonders ausgeprägt gewesen zu sein<sup>198</sup> und so ging er auf die Kontaktaufnahme von Preisendanz, dessen wissenschaftliche Arbeiten er aus dem ZfB kannte und schätzte, vermutlich gerne ein.

Darüber hinaus brach Leyh 1934, als die Korrespondenz mit Preisendanz begann, nach dem Tod Fritz Milkaus ein wichtiger Briepartner weg, mit dem er auch persönliche Gedanken geteilt hatte. 1938 trat Leyhs enger Freund Emil Gratzl in den vorzeitigen Ruhestand und obwohl der Briefkontakt anhielt, konnte Gratzl naturgemäß zu den aktuellen bibliotheksfachlichen Themen immer weniger beitragen. Nach einem Jahr mit weniger Briefverkehr, in dem Leyh eine Vortragsreise nach Skandinavien<sup>199</sup> sowie die Herausgabe des dritten Handbuch-Bandes vorbereite, intensivierte sich die schriftliche Kommunikation zwischen Leyh und Preisendanz ab 1940 deutlich (vgl. Abb. 3). Preisendanz hat also mutmaßlich auch eine Leerstelle in Leyhs persönlichem Netzwerk ausgefüllt.

### 4.3 Private Inhalte

Zwischen Juni 1942 und Januar 1945 war die berufliche Situation von Leyhs Tochter Uta eines der zentralen Themen des Briefwechsels. Uta Leyh (1921-1999) hatte ihre Ausbildung für den gehobenen Bibliotheksdienst abgeschlossen und ihr Vater versuchte ihr eine Stelle zu vermitteln. Zunächst war geplant, dass Uta Leyh bei Preisendanz in Heidelberg unterkommt aber Mitte 1942 ergab sich eine Möglichkeit zur Beschäftigung an der UB Tübingen.<sup>200</sup> Im Herbst des Jahres äußerte sich Georg Leyh zu den Gründen für die Entscheidung und sein Blick in die Zukunft glitt wieder einmal in den für ihn in dieser Zeit typischen Sarkasmus ab:

Es ist so gut wie sicher, dass meine Tochter vom 1. November an der Tübinger Bibliothek mindestens für die Dauer des Krieges unterkommt. An sich würde Sie selbst sehr gerne nach auswärts und besonders gerne nach Heidelberg gehen. Die Verpflegungsverhältnisse sind aber zumal bei der Ausdehnung der Dienststunden ausserhalb ganz wesentlich schwieriger als in

---

<sup>197</sup> Die UB-Direktoren, mit denen Leyh zur NS-Zeit neben Preisendanz in intensiverem Briefkontakt stand, waren Gustav Abb, Carl Diesch (UB Königsberg), Josef Deutsch (1885-1966, UB Breslau), Karl Julius Hartmann, Josef Kindervater und Walter Menn (1890-1967, UB Greifswald). S. dazu auch Anm. 4.

<sup>198</sup> Auch Leyh kritisierte Rest als Selbstdarsteller. Vgl. Leyh an Preisendanz, 26.05.1943, UB HD, Bl. 122.

<sup>199</sup> Leyh musste die Reise Ende August 1939 aufgrund der zunehmend angespannten politischen Lage vorzeitig abbrechen. Vgl. dazu Dosa, 1974, S. 82.

<sup>200</sup> Leyh an Preisendanz, 01.06.1942, SBB PK, Bl. 123.

der Familie. Dieser Gesichtspunkt war der ausschlaggebende bei unserer Wahl. Vielleicht findet sich in späteren Jahren noch einmal eine günstige Gelegenheit, wenn uns bis dahin nicht eine englische oder amerikanische Fliegerbombe schon das Lebenslicht ausgeblasen hat.<sup>201</sup>

Um den Jahreswechsel 1942/43 herum muss dann eine Veränderung eingetreten sein, die eine Einstellung von Leyhs Tochter in Tübingen verhinderte und Leyh versicherte sich Anfang 1943 bei Preisendanz, dass an der UB Heidelberg weiterhin eine passende Stelle verfügbar wäre.<sup>202</sup> Nach Abschluss der erforderlichen Formalitäten, zu denen auch die Vorlage eines Ariernachweises gehörte, erfolgte die Einstellung von Uta Leyh an der Heidelberger Bibliothek im April 1943.<sup>203</sup> Mit der Einführung der 56-Stundenwoche für weibliche Arbeitskräfte<sup>204</sup>, bei gleichzeitiger Verschlechterung der allgemeinen Ernährungslage, sorgte sich das Ehepaar Leyh eineinhalb Jahre später, im Herbst 1944, um die Gesundheit ihrer Tochter. Dazu kam sicherlich das Risiko, unmittelbaren Kriegshandlungen durch Fliegerangriffe oder die auf den Rhein vorrückenden Amerikaner ausgesetzt zu sein, das für Heidelberg lagebedingt höher einzuschätzen war. Dementsprechend lotete Georg Leyh die Möglichkeit für einen Wechsel Utas zurück nach Tübingen aus:

Wäre es unter diesen Umständen nicht möglich, Uta für einen Einsatz in Tübingen frei zu bekommen, da sie die 60 Stunden<sup>205</sup> mit den Schwierigkeiten der Verpflegung körperlich gar nicht aushalten würde? [...] Daß meiner Frau ein großer Gefallen geschähe, wenn sie Uta in ihrer Nähe hätte in der Zeit eines in jedem Sinn ungewißes Kriegsendes u. erst recht in der Zeit des Übergangs in beruhigte Verhältnisse, die vielleicht einige Jahre dauern mögen, werden Sie verstehen.<sup>206</sup>

Die Angelegenheit gestaltete sich beamtenrechtlich jedoch kompliziert, da mit dem Wechsel von Heidelberg nach Tübingen auch ein Wechsel des Dienstherrn verbunden war. Georg Leyh und Karl Preisendanz spielten verschiedene Möglichkeiten, wie Versetzung, Abordnung und Personaltausch, durch, ohne zu einer Lösung zu kommen.<sup>207</sup> Preisendanz schlug schließlich vor, dass Uta Leyh sich zunächst krankmelden sollte, um nach Hause zurückkehren zu können, was schließlich gegen Ende des Jahres 1944 auch geschah.<sup>208</sup>

---

<sup>201</sup> Leyh an Preisendanz, 06.10.1942, SBB PK, Bl. 139.

<sup>202</sup> Leyh an Preisendanz, 19.02.1943, UB HD, Bl. 116.

<sup>203</sup> Leyh an Preisendanz, 16.04.1943, UB HD, Bl. 121.

<sup>204</sup> S. Anordnung über die weitere Erhöhung der Mindestarbeitszeit im öffentlichen Dienst während des Krieges. In: RGBI I, 1944, S. 191.

<sup>205</sup> Ebd.: Die 60-Stundenwoche galt jedoch nur für männliche Arbeitskräfte.

<sup>206</sup> Leyh an Preisendanz, 13.09.1944, UB HD, Bl. 148.

<sup>207</sup> Preisendanz an Leyh, 15.09., 02.10. u. 07.11.1944, SBB PK, Bl. 182, 184 u. 186.

<sup>208</sup> Preisendanz an Leyh, 09.01.1945, SBB PK, Bl. 193. Preisendanz bedankt sich am Ende des Briefes für ein Attest von Uta Leyh.

Neben den klassischen Konversationsthemen, wie Urlaub, Wetter, Austausch von Weihnachts-, Neu-jahrs- und Geburtstagsgrüßen sind ihre eigene Gesundheit und die ihrer Familien sowie Neuigkeiten aus dem Leben ihrer Kinder weitere private Inhalte der Briefe zwischen Leyh und Preisendanz. Darüber hinaus tauschten sie sich über ihre Dozententätigkeiten und ihre finanzielle Situation sowie ihre gemeinsamen Hobbys Literatur, klassische Musik bzw. Klavierspiel und Reisen aus.

Der Kontakt von Georg Leyh und Karl Preisendanz beschränkte sich nicht auf das Schreiben von Briefen. Die beiden Bibliothekare besuchten sich auch gegenseitig an ihren Universitäten oder trafen sich gezielt auf Bibliothekartagen. Das Leyh dabei der ausgiebige und ungestörte Austausch mit Preisendanz wichtig war, zeigen die folgenden Zeilen, die er im Vorfeld des Grazer Bibliothekartags 1939 schrieb:

Wir können ja in Graz noch darüber sprechen, wo ich mich besonders freuen werde, Sie zu sehen, aber nicht bloss auf ein paar Minuten, sondern wir wollen vielleicht gleich jetzt uns verabreden, beim Essen zusammensitzen oder wenn Sie das gemeinsame Essen nicht mitmachen sollten, können wir ja den einen oder andern Tag auch irgendwo einzeln für uns zusammen essen.<sup>209</sup>

Bereits die Hospitation von Preisendanz in Tübingen im Herbst 1935 war mit einem privaten Besuch bei den Leyhs verbunden, dem sich auch Preisendanz' Frau anschloss. Preisendanz sprach unmittelbar nach seiner Rückkehr eine Gegeneinladung aus<sup>210</sup>, bei der unbestimmt bleibt, wann Leyh ihr nachkam. Aus den Briefen geht hervor, dass Leyh eine Dienstreise am 22.5.1944 nutzte, um einen Abstecher nach Heidelberg zu machen, wo er sich gemeinsam mit seiner Frau zu einem Spargelessen beim Ehepaar Preisendanz einfand.<sup>211</sup> 1939 verbrachte Leyhs Tochter Frowine einen Teil der Sommerferien in der Familie Preisendanz und wurde insbesondere von Anneliese Preisendanz innig umsorgt.<sup>212</sup>

#### 4.4 Welchen Einfluss hatte die Zensur auf den Briefwechsel?

Georg Leyh war sich der Postzensur durch seine Auslandskontakte sehr bewusst und in seiner Korrespondenz mit Freunden in anderen Ländern versteckte er kritische Äußerungen zwischen den Zeilen.<sup>213</sup> Auch bei Karl Preisendanz kann das Wissen über die Postüberwachung aufgrund seiner herausgehobenen Position sowie seiner Kontakte zu Partei- und Regierungsstellen vorausgesetzt werden. Die Bedrohung, dass Briefe seines Schriftwechsels mit Preisendanz im Rahmen der Postzensur abgefangen und geöffnet werden, scheint allerdings für Leyh entweder nicht besonders manifest gewesen zu sein

---

<sup>209</sup> Leyh an Preisendanz, 04.05.1939, UB HD, Bl. 31.

<sup>210</sup> Preisendanz an Leyh, 08.11.1935, SBB PK, Bl. 16.

<sup>211</sup> Leyh an Karl Preisendanz, 13.05.1944 u. 27.05.1944, UB HD, Bl. 142 u. 144.

<sup>212</sup> Leyh an Preisendanz, 14.08.1939, UB HD, Bl. 33. Die Kinder Frowine Leyh (geb. 1927) und Holger Preisendanz (geb. 1929) waren ungefähr im selben Alter.

<sup>213</sup> Vgl. Dosa, 1974, S. 83.



oder aber er ignorierte diese Gefahr. Darauf deuten vor allem seine offenherzigen Einlassungen über einige Bibliotheksfunktionäre hin, über die Preisendanz Ende 1945 urteilte: „[...] manches hätte genügt, Sie ins [...] KZ zu bringen!“<sup>214</sup> In der Tat ist es erstaunlich wie unverblümt sich Leyh in einigen der Briefe äußerte. Mitunter entsteht der Eindruck, dass er sich in Rage schrieb und es zu regelrechten „Entladungen“ kam. Darüber hinaus wäre Preisendanz als Parteimitglied verpflichtet gewesen, Äußerungen, welche die NSDAP oder ihre Angehörigen verunglimpften, zu melden, was er aber offensichtlich nicht tat.<sup>215</sup> In diesem Sinne lässt sich in Leyhs Briefen keine zensurbezogene Zurückhaltung hinsichtlich politisch relevanter Äußerungen feststellen.

Es gibt jedoch durchaus einige Hinweise in der Korrespondenz, die man als Indizien für eine Selbstzensur deuten kann. So sind in diversen Schreiben Personennamen mit dem ersten Buchstaben abgekürzt, was als Chiffrierung interpretiert werden könnte. Allerdings wird für jeden, der sich im wissenschaftlichen Bibliothekswesen der 1930er und 40er Jahre auskannte, klar gewesen sein, um wen es jeweils ging. Zudem kürzte vor allem Karl Preisendanz viele Wörter ab, so dass spekulativ bleibt, ob Personennamen aus Bequemlichkeit oder aus Vorsicht abgekürzt worden sind.

Durchaus plausibel erscheint dagegen, dass Leyh und Preisendanz verfängliche Themen lieber persönlich bei einem ihrer gegenseitigen Besuche besprechen wollten und ihren Briefpartner auch darauf hinwiesen. So schrieb Preisendanz über seinen Disput mit Rudolf Buttmann, dass er „Einzelheiten brieflich nicht mitteilen“ möchte<sup>216</sup> oder zu seinem möglichen Wechsel an die ULB Straßburg, dass er darüber „schriftlich leider nichts berichten“ könne<sup>217</sup>. Und auch Leyh kommentierte den Einsatz von Holger Preisendanz und seiner Tochter Sabine für Schanzarbeiten mit dem Satz „Über diese Dinge wäre viel zu sagen, die man dem Papier nicht anvertrauen kann.“<sup>218</sup>

Häufiger sind die Hinweise zur Vertraulichkeit von Briefinhalten und die Bitten um Verschwiegenheit. Beispielsweise fragte Preisendanz unter dem Siegel des Geheimnisses nach Leyhs Meinung zu seiner Berufung in den Reichsbeirat<sup>219</sup> und Leyh bat um strenge Vertraulichkeit bei einer Meinungsäußerung zu einer Personalfrage<sup>220</sup>. Weiterhin beendete Georg Leyh seine Schilderung vom Zustand der Bayerischen Staatsbibliothek nach dem schweren Bombenschaden vom 9./10.3.1943 mit dem Hinweis: „Aber bitte nichts weitererzählen, als was in den Zeitungen steht. Sonst wird man als Gerüchtemacher um einen Kopf kürzer gemacht.“<sup>221</sup>

---

<sup>214</sup> Preisendanz an Leyh, 06.12.1945, SBB PK, Bl. 212.

<sup>215</sup> S. Gesetz zur Sicherung der Einheit von Partei und Staat, §§ 3 u. 4. In: RGBl I, 1933, S. 1016.

<sup>216</sup> Preisendanz an Leyh, 02.05.1939, SBB PK, Bl. 53.

<sup>217</sup> Preisendanz an Leyh, 14.01.1941, SBB PK, Bl. 90.

<sup>218</sup> Leyh an Preisendanz, 09.09.1944, UB HD, Bl. 147.

<sup>219</sup> Preisendanz an Leyh, 07.03.1942, SBB PK, Bl. 120.

<sup>220</sup> Leyh an Preisendanz, 07.07.1943, UB HD, Bl. 123.

<sup>221</sup> Leyh an Preisendanz, 15.03.1943, UB HD, Bl. 118.

## 5. Menschen und Bücher im Krieg

### 5.1 Ansichten zum Krieg und persönliches Kriegserleben: Karl Preisendanz

Bei Karl Preisendanz herrschte kurz nach dem deutschen Überfall auf Polen eine spürbare Kriegsbegeisterung vor, in der er Leyh schrieb, dass er viel darum geben würde, wenn er „jetzt auch die Uniform anziehen und mitmachen dürfte“<sup>222</sup> und er „an einen schließlich glückhaften Ausgang der Konflikte für Deutschland glaubt und auf ihn vertraut“<sup>223</sup>. Dennoch äußerte er bereits in dieser Zeit auch die Befürchtung, dass ihm der Krieg Schaffenszeit rauben wird:

Aber die Tage, die Wochen und Monate gehen dahin, und wer weiß, ob nicht noch mehr. Wer kann das wissen. Für die Jungen ist vielleicht ein erträglicheres Gefühl, die Zeit so im Krieg hinstreichen zu sehen – ich hab es im letzten Krieg auch nicht so herb empfunden als jetzt, wo man nicht allzu viele Schaffensjahre mehr in Petto vor sich hat.

Auf sein 60. Lebensjahr zugehend, wurde für Preisendanz das Zwischenstadium der Kriegsjahre, in dem Forschung, Publizieren, fachlicher Austausch und Reisen nur noch eingeschränkt möglich waren, immer quälender: „Es ist als ob man dauernd sich im Wartezustand befinde, und darüber wird man vollends alt. Und verbraucht dazu.“<sup>224</sup> Preisendanz, dem großer Fleiß und „strenge Pflichterfüllung“ als charakterliche Eigenschaften zugeschrieben wurden<sup>225</sup>, reagierte auf den Krieg und seine Folgen, indem er sich mehr denn je in seine wissenschaftliche Arbeit vertiefte: „Ich bemühe mich, nicht – wie es viele machen – hinzusitzen und abzuwarten, was wird, sondern ich arbeite nach allen Seiten feste weiter.“ Im gleichen Brief beklagte er sich darüber, dass er angespannt sei und ihm die Konzentration in den Nachstunden schwerfalle.<sup>226</sup> In der Folge arbeitete Preisendanz auch in seinem Erholungsurlaub und oft bis in die frühen Morgenstunden an diversen wissenschaftlichen Projekten.<sup>227</sup> Mitte 1943 wies ihn sein Arzt wegen der chronischen Arbeitsbelastung zurecht und verordnete ihm mit Nachdruck eine Pause: „Eine ärztliche Untersuchung hat ergeben, daß ich unbedingt 5 Wochen aussetzen muß, um Katastrophen zu vermeiden; und ich muß wohl oder übel in diesem Jahr der ärztl.[ichen] Verordnung folgen; sonst behandelt mich mein Arzt nicht mehr weiter.“<sup>228</sup> Leyh, der selbst ein beträchtliches Arbeitspensum bewältigte, sich dabei aber Grenzen setzte und Wert auf einen geregelten Tagesablauf legte, tadelte Preisendanz für dessen übertriebenen Arbeitseinsatz:

---

<sup>222</sup> Preisendanz an Leyh, 08.09.1939, SBB PK, Bl. 58-6.

<sup>223</sup> Preisendanz an Leyh, 26.10.1939, SBB PK, Bl. 61.

<sup>224</sup> Preisendanz an Leyh, 24.06.1941, SBB PK, Bl. 104.

<sup>225</sup> Seider, 1970, S. 70.

<sup>226</sup> Preisendanz an Leyh, 08.09.1939, SBB PK, Bl. 58-9.

<sup>227</sup> Preisendanz an Leyh, 04.08.1940 u. 21.03.1941, SBB PK, Bl. 72 u. 101.

<sup>228</sup> Preisendanz an Leyh, 08.07.1943, SBB PK, Bl. 152.

Nur mit bedenklichem Kopfschütteln habe ich immer gelesen, was Sie von Ihren nächtlichen Arbeiten bis 2 u. 3 Uhr schrieben. Das müssen Sie sich gründlich abgewöhnen, zumal es Ihnen der Staat in keinem Fall danken wird, wenn sie sich in seinem Dienst erschöpfen.<sup>229</sup>

Besonders eindringlich ist Preisendanz' Bericht aus dem brennenden Berlin, wohin er im November 1943 zur sechsten und letzten Sitzung des Beirats für Bibliotheksangelegenheiten reiste. Angesichts der beginnenden „Luftschlacht um Berlin“ ab dem 18.11. scheute Preisendanz die Reise in die Reichshauptstadt, Joseph Becker, der Erste Direktor der PSB, bedeutete ihm jedoch in einem Telefonat am 23.11., dass er zu erscheinen habe. Hier setzt Preisendanz' Bericht ein und er schildert zunächst das Schicksal Joseph Beckers:

Das war Beckers letztes Gespräch auf seinem Hausapparat, denn eine halbe Stunde später besaß er nichts mehr – sein Haus wurde durch den gleich einsetzenden Angriff völlig zerstört, er hat nichts gerettet als 3 Bücherkisten, alles andere [...] ist vernichtet. [...] Wohnen muß er mit seiner Frau in einem Bunker, in dem 1000 Ausländer untergebracht sind, zu essen gab es nichts – in B[erlin] fehlte es an allem.<sup>230</sup>

Noch am gleichen Abend machte sich Karl Preisendanz auf den Weg, verspätete sich jedoch aufgrund des in Berlin zusammengebrochenen Nahverkehrs und traf, wie Paul Heigl aus Wien, erst nach Sitzungsende an der PSB ein:

In B[erlin] war natürlich keine Möglichk.[eit] zum Fahren, u. ich pendelte auf Umwegen durch brennende Straßenteile über Schutt und durch Überschwemmungen den Linden zu – B[erlin] war ganz in dichten Qualm gehüllt, es regnete und stürmte und man konnte vor lauter Qualm und Schmutz, Asche und Staub kaum aus den Augen sehn [...].<sup>231</sup>

Preisendanz ließ sich nur knapp über die Sitzungsergebnisse ins Bild setzen und trat danach sogleich die Rückreise an:

Wir machten es natürlich kurz mit unserer Nachtsitzung, und man riet uns, möglichst rasch das Weite aus dieser Hölle zu suchen. So zogen wir auch gleich wieder den Bahnhöfen zu, Heigel [sic!], nach dem Schlesischen, ich nach dem Anh.[alter] das waren die einzigen noch erhaltenen Bahnhöfe. Ich wollte zuerst mit Becker die Linden hinauf (er mußte nach Halensee 2 Stunden zu Fuß!), aber die Zerstörung war mir zu arg, ich kam nicht weiter über diese Schuttberge, und so suchte ich wieder hintenrum auf Umwegen durch Qualm und Aschenregen (dazu der richtige Regen mit stärkstem Sturm infolge der großen Hitze durch den Brand) zum Anh. Bhf zu kommen – ich hatte Glück, da mir zwei junge Leute, die auch dem gleichen Ziel zustrebten und

---

<sup>229</sup> Leyh an Preisendanz, 19.07.1943, UB HD, Bl. 124.

<sup>230</sup> Preisendanz an Leyh, 03.12.1943, SBB PK, Bl. 159.

<sup>231</sup> Ebd., Bl. 159.

von mir gehört hatten, daß der Bahnh. noch stehe, meinen Koffer trugen – man kam nur schwer durch alle Hindernisse auf dem Boden. Dann mußte ich noch 6 St.[unden] im überfüllten Bahnhofraum sitzen, wo die Menge nach Brot und Wasser schrie und ein Tohuwa Bohu herrschte.<sup>232</sup>

Schließlich konnte Preisendanz in einen Zug Richtung Basel einsteigen und erreichte am Mittag des 25.11. unversehrt Heidelberg.<sup>233</sup>

Georg Leyh reagierte auf den beunruhigenden Bericht aus Berlin zunächst mit dem knappen Kommentar „Untergang des Abendlandes!“, um dann nachdenklich anzuschließen: „Aber trotz allem müssen wir versuchen, mit ungebrochenem Herzen das andere Ufer zu erreichen. Der Preis wird noch sehr hoch sein.“<sup>234</sup>

In seinen Briefen schildert Karl Preisendanz darüber hinaus, welche Einschränkungen der Krieg für seinen privaten Alltag bedeutete. So musste er als Besitzer eines Automobils seinen Wagen unmittelbar nach Kriegsbeginn in der Garage lassen, da Benzin streng kontingentiert worden war und er nur noch fünf Liter im Monat für dringende Dienstfahrten erhalten konnte.<sup>235</sup> Im April 1941 wurden dann seine Autoreifen als kriegswichtiges Material beschlagnahmt, so dass das Kfz nicht mehr fahrbereit war.<sup>236</sup> Da die Familie Preisendanz im Heidelberger Stadtteil Rohrbach in unmittelbarer Nähe zu gleich drei Kasernen wohnte<sup>237</sup>, wurden zudem mehrfach Teile ihres Hauses requiriert und Offiziere bei ihnen einquartiert.<sup>238</sup>

Ab 1942 ist auch die Lebensmittel-Knappheit ein wiederkehrendes Thema in der Korrespondenz und Preisendanz beschreibt die Schwierigkeiten seiner Frau, Nahrung für die Familie zu organisieren: „Meine Frau ist schon hier allabendlich todmüde vom Herumsuchen nach Lebensmitteln und von den argen Enttäuschungen, die sie dabei erlebt.“<sup>239</sup> In den letzten Kriegsmonaten resignierte Preisendanz und befürchtete noch im März 1945, dass sich der Krieg weiter hinziehen würde: „Ich glaub noch nicht an ein schnelles Ende. Wir müssen alles durchkosten, bis das richtige Elend kommt.“<sup>240</sup>

---

<sup>232</sup> Ebd., Bl. 159-160.

<sup>233</sup> Ebd., Bl. 160.

<sup>234</sup> Leyh an Preisendanz, 06.12.1943, UB HD, Bl. 129.

<sup>235</sup> Preisendanz an Leyh, 08.09.1939, SBB PK, Bl. 58-4.

<sup>236</sup> Preisendanz an Leyh, 25.04.1941, SBB PK, Bl. 103.

<sup>237</sup> Grenadier-Kaserne, Großdeutschland-Kaserne, Nachrichtenkaserne. S. Heidelberger Geschichtsverein e.V. (HGV): Zeittafel zur Heidelberger Geschichte ab 1933.

<sup>238</sup> Preisendanz an Leyh, 21.03.1941 u. 24.06.1941, SBB PK, Bl. 101 u. 104

<sup>239</sup> Preisendanz an Leyh, 04.04.1942, SBB PK, Bl. 122.

<sup>240</sup> Preisendanz an Leyh, 20.03.1945, SBB PK, Bl. 205.

## 5.2 Ansichten zum Krieg und persönliches Kriegserleben: Georg Leyh

Georg Leyh äußerte sich auch in den ersten Jahren wenig enthusiastisch über den Krieg, verfolgte das Kampfgeschehen aber interessiert und in patriotischer Stimmung: „Vielleicht schaffen wir es doch noch, wenn wir für die Spanier Gibraltar u. für die Italiener Alexandria holen. Soweit werden wir kommen müssen, bis die zähen Engländer nachgeben.“<sup>241</sup> Der zentrale Aspekt, der Leyh im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg beschäftigte und den er immer wieder in den Briefen ansprach, war der Verlust von Kulturgütern. So schrieb er über die schweren Zerstörungen infolge der alliierten Luftangriffe auf München im Juli 1944: „Die ganze Universität zerschlagen, auch Glyptothek u. Deutsches Museum schwer beschädigt. Welche Barbarei! Es ist der helle Wahnsinn, der unter den Kulturvölkern ausgebrochen ist. Man muß zusehen, wie man die Nerven behält.“<sup>242</sup> Es entsprach dabei Leyhs humanistischem Bildungsideal, dass er nicht nur die Vernichtung von Bauwerken in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern beklagte: „Was werden die Kriegshorden aus dem herrlichen Florenz machen, aus Venedig, Verona. Es ist gar nicht auszudenken, was jetzt an Kulturdenkmälern zu Grunde geht. Und dazu das viele Unglück unter den Menschen.“<sup>243</sup> Charakteristisch für Georg Leyh war zudem seine geschichtsbezogene Betrachtungsweise. Die Vernichtung von Kulturgütern war für ihn gleichbedeutend mit dem Auslöschen von Geschichte und führte unwiderruflich in einen Zustand der Kulturlosigkeit.<sup>244</sup> Seine „panhistorische Grundhaltung“<sup>245</sup> brachte ihn zudem zu erstaunlich weitsichtigen Einschätzungen bezüglich der Dauer und Langzeitwirkungen des Krieges:

Und in diesem Stil wird nun der Krieg weitergehen, bis auf einer Seite die Nerven reißen. Daß das freilich Jahre dauern könnte, halte ich für ausgeschlossen. Nur populäre Kriege können auf lange Sicht mit Erfolg geführt werden, sagt Bismarck. [...] Geschichte u. immer nur Geschichte studieren – das ist das einzige Mittel, um diese Welttragödie, in der wir mitten drin stecken, ertragen zu können. Welche Tragödie liegt über der deutschen Geschichte! Die schauerlichen Abgründe, über die wir hinweg müssen, werden erst den kommenden Generationen ganz erkenntlich sein, wenn der historische Abstand gewonnen ist u. die Memoiren u. die Archive zu sprechen anfangen.<sup>246</sup>

Es gibt Anzeichen dafür, dass sich auch bei Georg Leyh die Belastungen der Kriegszeit, die ihm berufliche und private Umbrüche sowie Unsicherheit und Verlust brachte, gesundheitlich niederschlugen. Als sich Preisendanz Ende 1942 nach Leyhs Gesundheitszustand erkundigte und die Frage „katà

---

<sup>241</sup> Leyh an Preisendanz, 02.10.1940, UB HD, Bl. 58.

<sup>242</sup> Leyh an Preisendanz, 20.07.1944, UB HD, Bl. 145.

<sup>243</sup> Leyh an Preisendanz, 06.12.1943, UB HD, Bl. 129.

<sup>244</sup> In seiner kurzen Replik „Das neue Berufsideal des Bibliothekars“ konstatierte Leyh: „Geschichtslosigkeit ist die eigentliche Barbarei.“ ZfB, 1949, S. 95-97, hier S. 97.

<sup>245</sup> Gebhardt, 1977, S. 210.

<sup>246</sup> Leyh an Preisendanz, 15.03.1943, UB HD, Bl. 118.

psychén?“<sup>247</sup> stellte, machte er sich offensichtlich Sorgen um seinen Freund. Das Jahr 1942 war für Georg Leyh ein Tiefpunkt, da die ihm bekannte Welt in Auflösung begriffen war und ihm spätestens der schweren Luftangriff auf Karlsruhe, bei dem im September auch die Badische Landesbibliothek bombardiert wurde, ausbrannte und nahezu ihren gesamten Bestand verlor<sup>248</sup>, bewusstgemacht haben dürfte, wohin der Krieg noch führen würde. Der Kontakt zu vielen seiner Briefpartner riss in dieser Zeit entweder ab oder beschränkte sich auf schlechte Nachrichten.<sup>249</sup> Dazu kam, dass sein von ihm sehr geschätzter Stellvertreter an der UB Tübingen, Ernst Leipprand (1905-1942), im Oktober in Russland gefallen war, was Leyh schwer erschütterte: „Für mich handelt es sich um einen unersetzlichen persönlichen Verlust, er war der beste Mitarbeiter den ich jemals gehabt habe und der mir von [Rudolf, MH] Kummer bereits zugesagte Nachfolger.“<sup>250</sup> All dies zusammengenommen hatte Leyh offensichtlich in eine psychische Krisensituation geführt, was Preisendanz nicht verborgen geblieben war und ihn zu seiner Frage bewegte, die er vermutlich aus Rücksicht nicht offen auf Deutsch stellte. Die folgende Aussage gibt Leyhs düstere Stimmung dieser Zeit, in die sich eine gewisse Schicksalsergebenheit und sein charakteristischer schwarzer Humor mischte, treffend wieder: „Amor fati – die einzige Lösung, die einen das Leben noch aushalten läßt u. dazu täglich ein bisschen Musik.“<sup>251</sup> Die Musik, konkret das Klavierspielen, bot Leyh ein wenig Zerstreuung während des Zweiten Weltkriegs:

Ich spiele auf Teufel komm raus täglich eine ganze Stunde nur diese Fugen [von Bach, MH], u. dann noch ½ Stunde Schubert [...]. Das ist das einzige Vergnügen, das ich mir leiste neben der Arbeit. Ich gehe an keinen Stammtisch, habe keinerlei Neigungen für Whist oder Skat, spiele auch nicht Tennis, u. so ist mein Tag von früh 6 bis Abends 11“ voll ausgefüllt u. man kommt so am besten über diese große schreckliche Zeit hinweg.<sup>252</sup>

Im Gegensatz zu Preisendanz war für Georg Leyh im Herbst 1944 deutlich absehbar, dass sich der Krieg seinem Ende nähert: „Flugzeuge sieht u. hört man nicht, umso größer ist aber die Sorge um die Westgrenze, wo der Endkampf sich jetzt abspielt; man hat die Empfindung, daß uns jeder Tag u. jede Stunde der Entscheidung näher bringt.“<sup>253</sup>

---

<sup>247</sup> Preisendanz an Leyh, 20.12.1942, SBB PK, Bl. 142. Übersetzung: „[Wie steht es um die] Gesundheit der Seele?“

<sup>248</sup> Vgl. hierzu Syré, 2006, S. 499 ff.

<sup>249</sup> Vgl. Dosa, 1974, S. 97.

<sup>250</sup> Leyh an Preisendanz, 06.10.1942, SBB PK, Bl. 139.

<sup>251</sup> Leyh an Preisendanz, 27.12.1942, UB HD, Bl. 114.

<sup>252</sup> Leyh an Preisendanz, 28.06.1941, UB HD, Bl. 83.

<sup>253</sup> Leyh an Preisendanz, 09.09.1944, UB HD, Bl. 147.

### 5.3 Mangel, Verluste, Einschränkungen: Die Bibliotheken in den Kriegsjahren

Die bereits angesprochene unzureichende Mittelausstattung der Bibliotheken trat nicht erst mit Kriegsbeginn ein, sondern sogar bereits vor Beginn der NS-Herrschaft.<sup>254</sup> Mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges scheint aber zumindest an der UB Heidelberg eine weitere Verschlechterung eingetreten zu sein und Preisendanz erwähnt im Oktober 1939, dass die Finanzen „katastrophulös“ geworden seien und ihn zu täglichen Berichten an sein Landesministerium zwingen würden.<sup>255</sup> Ende 1941 hatte sich die Situation dann paradoxerweise umgekehrt, d.h. die UB verfügte über Mittel, die verausgabt werden mussten, auf dem Buchmarkt war aber kaum noch wissenschaftliche Literatur erhältlich:

Haben Sie zur Zeit auch so viel Geld für Ihre UB? Wir haben – im Vertrauen natürlich verraten! – an 20 000 M[ark] Überfluß, der unbedingt aufgebraucht sein muß, obwohl man nichts mehr kriegt. [...] Wissen Sie nichts, was man noch anschaffen könnte?<sup>256</sup>

Die Ursache für diesen Büchermangel lag vor allem in den knappen Papierressourcen, die ab 1941/42 in erster Linie für den Druck von Unterhaltungsliteratur für die Frontsoldaten eingesetzt wurden.<sup>257</sup>

Noch gravierender als beim Einkauf im Inland waren ab 1939 die Schwierigkeiten bei der Beschaffung ausländischer Literatur. Ursächlich hierfür war, neben politischen Gründen, die Anordnung, dass Publikationen aus dem Ausland über die Auslandszeitungs GmbH in Köln, importiert werden mussten und diese Einkaufszentrale über die Zuteilung der knappen Devisen bestimmte.<sup>258</sup> Maßgebliches Kriterium war dabei, ob ein Verrechnungsabkommen mit dem jeweiligen Land vorlag und da Frankreich die entsprechende Vereinbarung mit dem Deutschen Reich 1935 gekündigt hatte, gestaltete sich vor allem der Bezug französischer Bücher zunehmend problematisch für die Bibliotheken.<sup>259</sup>

Die UB Tübingen war von dieser Bestimmung in besonderem Maße betroffen, da das württembergische Finanzministerium auch den Schriftentausch mit Einrichtungen im Ausland als devisenpflichtigen Handel einstufte:

Der Stuttgarter Finanzpräsident betrachtet den Tübinger Universitätsschriftentausch als eine genehmigungspflichtige Devisenangelegenheit und so müssen wir jedes halbe Jahr von neuem den Antrag stellen, dass die Universitätsbibliothek bis zu einem Wert von 1500 RM im Semester Tauschgeschäfte mit ausländischen Bibliotheken vornehmen darf [...].<sup>260</sup>

Im benachbarten Baden wurde der Wert der getauschten Bücher dagegen nicht verrechnet:

---

<sup>254</sup> Lt. Flachowsky mussten zwischen 1930 und 1942 fast alle UBs Einschnitte in Ihrer Etats in Höhe von 20 bis 50 Prozent hinnehmen (Flachowsky, 2014, S. 54).

<sup>255</sup> Preisendanz an Leyh, 26.10.1939, SBB PK, Bl. 61.

<sup>256</sup> Preisendanz an Leyh, 09.11.1941, SBB PK, Bl. 113.

<sup>257</sup> Vgl. Barbian, Literaturpolitik im NS-Staat, 2010, S. 367 ff.

<sup>258</sup> Happel, 1989, S. 67.

<sup>259</sup> Krosta, Die Universitätsbibliothek Bonn in der Zeit des Nationalsozialismus, 2008, S. 77 u. 79.

<sup>260</sup> Leyh an Preisendanz, 07.11.1941, UB HD, Bl. 85.

Schon in Karlsruhe hatten mir unsere Finanzleute im Min.[isterium] gesagt, daß eine Weitergabe von Dubletten auf die genannte Weise Tausch sei und nicht Verkauf. Obs nun ganz hassenrein ist, weiß ich nicht, wohl aber ein wohlwollendes Min. wird sich höchstens freuen, daß man auf die Art Bücher beibringt. Daß man derartige Einnahmen abgezogen bekommen soll, hab ich hier noch nicht gehört. Mir scheint, bei Ihnen ist man da sehr bürokratisch.<sup>261</sup>

Die Behandlung des Auslandsschriftentauschs zeigt, dass es bei allen Bestrebungen zur Vereinheitlichung der Verwaltungsstrukturen im nationalsozialistischen Deutschland immer noch deutliche Unterschiede zwischen den einzelnen Bundesstaaten gab. Darüber hinaus war für den Tausch wissenschaftlicher Publikationen mit dem Ausland eigentlich die Reichstauschstelle in Berlin federführend zuständig.<sup>262</sup> Die UB Tübingen unterhielt folglich bilaterale Tauschbeziehungen zu ausländischen Bibliotheken, die, eingeschränkt durch eine Devisenobergrenze, allem Anschein nach von den zuständigen Behörden toleriert wurden.

Im November 1940 erhielt Preisendanz vom badischen Kultusministerium die Nachricht, dass er zur Beschaffung von französischer Literatur nach Paris entsandt werde und informierte Leyh darüber.<sup>263</sup> Dieser antwortete umgehend, war sehr interessiert und hoffte auf eine Beteiligung:

Das Pariser Projekt geht mir nicht aus dem Kopf. Würden Sie mich nicht ermächtigen können, daß ich unserem Rektor sage, daß andere Bibliotheken dabei seien, ihre französischen Kriegslücken durch direkten Einkauf in Paris zu schließen, ob das nicht auch für Tüb.[ingen] zu überlegen sei – und wer zahlt das Ganze: Bücher und Reisekosten? Doch wohl das Reich! Vielleicht könnten wir doch gemeinsam einige Wochen in Paris zubringen; das wäre zu schön.<sup>264</sup>

Es handelte sich allerdings um einen badischen Alleingang, initiiert vom Reichsstatthalter und CdZ im Elsass, Robert Wagner:

Ich kann Ihnen jetzt sub sigillo silenti mitteilen, daß diese Aktion nur von Baden aus gemacht werden kann, weil sie über das Elsaß geleitet wird; ohne diese Vermittlung ginge es gar nicht. Das weiß ich auch erst seit kurzem. Das Reich hat damit nichts zu tun; nur unser Reichsstatthalter, der auch fürs Elsaß Vollmacht hat, kann als Leiter der Zivilstelle Elsaß zur Genehmigung zur Ausreise nach Frankreich geben und vor allem die schwierige finanzielle Transaktion ermöglichen. So ist diese Sache, die – wie sich jetzt erst zeigt – viele Schwierigkeiten macht, nur von Baden aus zu machen. Das Geld kommt ebenfalls nur von da!<sup>265</sup>

---

<sup>261</sup> Preisendanz an Leyh, 14.01.1941, SBB PK, Bl. 88.

<sup>262</sup> Vgl. Briel, 2013, S. 34.

<sup>263</sup> Vgl. Preisendanz an Leyh, 09.11.1940, SBB PK, Bl. 81 sowie Müller, 1989, S. 43.

<sup>264</sup> Leyh an Preisendanz 10.11.1940, UB HD, Bl. 62.

<sup>265</sup> Preisendanz an Leyh, 12.11.1940, SBB PK, Bl.82.



Preisendanz hielt sich ab Mitte November mehrere Wochen in Paris auf und erhielt 10.000 Reichsmark für seine Einkaufsreise ausgehändigt, von denen er 3.000 Euro an Ludwig Klaiber (1896-1952) weiterreichte. Klaiber war Bibliotheksrat an der UB Freiburg und zwischen September 1940 und Januar 1942 zum Referat Bibliotheksschutz im Stab des deutschen Militärbefehlshabers in Frankreich abgeordnet. Während Klaiber die passende Literatur für die UB Freiburg auswählte, versuchte Preisendanz neben den Wünschen der eigenen UB auch jene der Heidelberger Institute sowie der Bibliothek der Technischen Hochschule in Karlsruhe zu erfüllen. Die Lieferung der eingekauften Bücher nach Heidelberg verzögerte sich und erfolgte schließlich erst im Dezember 1941.<sup>266</sup>

Leyh versuchte weiterhin an Devisen für den Kauf französischer Literatur zu kommen<sup>267</sup>, war aber ausweislich des Briefwechsels dabei nicht erfolgreich. Im Sommer 1943 stellte das REM eine Million Reichsmark aus eingezogenen Besatzungskosten zur Verfügung, die zum Wiederaufbau der deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken bestimmt waren. Aus diesen Mitteln konnte Hermann Fuchs, der mittlerweile zum Leiter des Referats Bibliotheksschutz bestellt worden war, bis Mitte 1944 jeweils zwei Exemplare der gesamten Produktion aller wissenschaftlich relevanten Verlage in Frankreich erwerben.<sup>268</sup> Da die UBs in Heidelberg und Tübingen kaum Bestandsverluste zu beklagen hatten, haben die beiden Bibliotheken von dieser Aktion vermutlich aber nicht profitieren können.

Durch die Einberufung von Bibliothekaren zum Militärdienst wurde der Bibliotheksbetrieb unmittelbar mit Beginn des Krieges beeinträchtigt. In den späteren Kriegsjahren wurden vermehrt auch Frauen für militärische Hilfsdienste, wie Bürotätigkeiten, Sanitätsdienst oder Flugabwehr, eingesetzt, so dass ein zunehmender Mangel an Fachkräften in den Bibliotheken herrschte.<sup>269</sup> Auf der anderen Seite bewarben sich bei Leyh und Preisendanz ungelernete weibliche Aushilfskräfte, die hofften, durch den freiwilligen Dienst in einer Bibliothek einem Einsatz als Wehrmachthelferin zu entgehen:

Wir bekommen jetzt auch freiwillige unentgeltliche Hilfskräfte herein, die nichtfachliche Arbeit erledigen wollen, und so laufen wir Gefahr, mehr Leute zu bekommen als wir jetzt brauchen können. Sie werden auch solche weiblichen Aushilfen angeboten bekommen, die der Gefahr, anderswo eingesetzt zu werden, entgehn wollen? [...] Für Zeitschr.[iften] Ordnen, Akzessionsarbeiten und auch Diss.[ertationen] kann man begabte Außenseiter schon brauchen.<sup>270</sup>

---

<sup>266</sup> Vgl. Briel, 2013, S. 129 u. Müller, 1989, S. 43 f.

<sup>267</sup> Vgl. Leyh an Preisendanz, 18.02.1941, SBB PK, Bl. 98.

<sup>268</sup> Vgl. Briel, 2013, S. 108 u. 128 ff.

<sup>269</sup> Vgl. Preisendanz an Leyh, 26.10.1939, SBB PK, Bl. 61 sowie Müller, 1989, S. 23.

<sup>270</sup> Preisendanz an Leyh, 07.03.1942, SBB PK, Bl. 119.

Ab 1941 informierten sich Leyh und Preisendanz wechselseitig über gefallene Mitarbeiter und Kollegen sowie die Zerstörung von Bibliotheken. Nach der BLB Karlsruhe traf es im März 1943 die BSB München<sup>271</sup> und im Mai die Stadt- und Landesbibliothek Dortmund<sup>272</sup>. So wie Georg Leyh den Verlust Ernst Leipprands zu beklagen hatte, musste auch Preisendanz den Tod eines Kollegen hinnehmen, den er für eine Führungsposition an der UB Heidelberg vorgesehen hatte:

Mir selbst ist in diesen letzten Wochen der Tod unseres Kattermann auf die Seele gefallen – er war auch eine der großen, der wenigen großen Hoffnungen unseres Standes, der solche Leute bitter nötig hat. Ich hatte ihn als Nachfolger Finkes<sup>273</sup> für unser Haus vorbestimmt, und sein ganzes Streben ging hierher. Nun ist auch diese Hoffnung dahin.<sup>274</sup>

Gerhard Kattermann (1907-1943) hatte Preisendanz noch vor seinem Wechsel nach Heidelberg an der BLB Karlsruhe als Referendar eingestellt. Noch im selben Jahr verstarb Karl Christ, der Direktor der Handschriftenabteilung der PSB, den Preisendanz hätte beerben sollen, bei einem Bombenangriff auf Berlin, was auch Leyh stark erschütterte.<sup>275</sup>

Der Verlust von Bibliotheken und Beständen hielt den ganzen Krieg über an und im Dezember 1943 traf es die Deutsche Bücherei in Leipzig und die PSB Berlin<sup>276</sup>, im August 1944 die UB Königsberg<sup>277</sup> und im Februar 1945 schließlich die UB Jena. In den Trümmern der Jenaer Universitätsbibliothek starb der Direktor Theodor Lockemann (1885-1945) mit 13 seiner Mitarbeiter.<sup>278</sup> Da dem Tübinger Bibliotheksrat Viktor Burr (1885-1975) die Leitung der Bibliothek in Jena übertragen wurde, war Georg Leyh für die letzten Kriegsmonate der letzte verbliebene wissenschaftliche Bibliothekar an der UB Tübingen. Im November 1945 berichtete Leyh schließlich vom Tod Gustav Abbs, der kurz vor der Einnahme Berlins durch die Alliierten fiel, sowie Hugo Andres Krüß', der sich in den Trümmern der PSB das Leben nahm.<sup>279</sup>

Nachdem immer weniger Bestände vor Ort zugänglich waren, musste auch der Leihverkehr im September 1944 eingestellt werden.<sup>280</sup> Weitere kriegsbedingte Maßnahmen, die den Bibliotheksbetrieb direkt oder mittelbar einschränkten, waren die Evakuierungen von Gebäuden bei Fliegeralarm, die

---

<sup>271</sup> Leyh an Preisendanz, 15.03.1943, UB HD, Bl. 118.

<sup>272</sup> Leyh an Preisendanz, 26.05.1943, UB HD, Bl. 122.

<sup>273</sup> Hermann Finke (1877-1947) war Erster Bibliotheksrat an der UB Heidelberg und damit Preisendanz' Stellvertreter.

<sup>274</sup> Preisendanz an Leyh, 05.06.1943, SBB PK, Bl. 150.

<sup>275</sup> Preisendanz an Leyh, 22.12.1943 u. 04.01.1944, SBB PK, Bl. 161 u. 163; Leyh an Preisendanz, 29.12.1943, UB HD, Bl. 131.

<sup>276</sup> Preisendanz an Leyh, 22.12.1943, SBB PK, Bl. 161.

<sup>277</sup> Leyh an Preisendanz, 13.09.1944, UB HD, Bl. 148.

<sup>278</sup> Preisendanz an Leyh, 27.02.1945, SBB PK, Bl. 203 u. Leyh an Preisendanz, 08.03.1945, SBB PK, Bl. 204.

<sup>279</sup> Leyh an Preisendanz, 03.11.1945, SBB PK, Bl. 208.

<sup>280</sup> Leyh an Preisendanz, 23.09.1944, UB HD, Bl. 162.

Teilnahme an Nachtwachen, Stromausfälle sowie der Mangel beim Heizmaterial Kohle.<sup>281</sup> Trotz dieser Widrigkeiten hielten Leyh und Preisendanz ihre Bibliotheken bis zum Kriegsende geöffnet.

#### 5.4 Auslagerung von Bibliotheksbeständen

Ein dominierendes Thema in den Briefen aus den Kriegsjahren ist die Sicherung von Bibliotheksgut. Bereits im September 1935 hatte Karl Preisendanz Pläne ausgearbeitet, nach denen die wertvollen Bestände der UB Heidelberg bei akuter Kriegsgefahr im bombensicheren Keller der Bibliothek eingelagert werden sollten. Für die Prunkstücke, den Codex Manesse, die Anthologia Palatina und den Sachsenspiegel, sowie zwei Gründungsurkunden der Universität, hatte der Direktor angesichts der steigenden Kriegsgefahr Mitte 1938 einen Auslagerungsort organisiert. Im August 1939 wurden die Dokumente zunächst in die Universitätsbibliothek Erlangen gebracht, um dann letztendlich im Kunstbunker der Stadt Nürnberg, zusammen mit den Reichskleinodien, eingelagert zu werden.<sup>282</sup> Mit Ausbruch des Krieges wurde Preisendanz zum Betriebsluftschutzleiter ernannt und war in dieser Funktion für die Bestandssicherung der gesamten Universität, d.h. auch der Institutsbibliotheken, verantwortlich.<sup>283</sup> Ab Mitte 1942 tauschten sich Leyh und Preisendanz in ihrer Korrespondenz intensiv über die Möglichkeiten zur Auslagerung von Beständen aus. Am 22.7. erging ein Erlass des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, wonach die UB Heidelberg ihre Handschriften, Archivalien und Papyri sowie insgesamt die Hälfte ihres Bestandes auszulagern habe<sup>284</sup>, was Preisendanz für schwer umsetzbar hielt. Wenig später schrieb er an Leyh:

[...] und nun eilt die Geschichte plötzlich sehr, da Heidelberg in die 1. Gefahrzone gerückt ist, ja sogar noch vor Mannheim kommt. Man scheint irgendwie geheime Nachrichten zu haben. Auch von Berlin aus hat man uns Weisungen gegeben – wir müssen nun unsere Hss, Archivalien etc aus unserm polizeilich und bauamtlich oft überprüften und genehmigten Keller entfernen und andernwärts unterbringen, Sie können sich denken, was mir damit bevorsteht. Zunächst in dieser Woche mit dem Vorstand des bez. Bauamts auf Tour gehen, um in Nordbaden geeignete Bergungsorte aufzufinden.<sup>285</sup>

Im Anschluss an diese Besichtigungsreise fand die Einlagerung zunächst in verschiedenen Schlössern bzw. Burgen im Odenwald, Kraichgau, Spessart und in Franken statt.<sup>286</sup> Nach der Zerstörung der BLB Karlsruhe in der Nacht vom 2. auf den 3. September wurden die Maßnahmen zur Bestandssicherung

---

<sup>281</sup> Preisendanz an Leyh, 10.02.1945, SBB PK, Bl. 200.

<sup>282</sup> Vgl. Müller, 1989, S. 65.

<sup>283</sup> Preisendanz an Leyh, 08.09.1939, SBB PK, Bl. 58-5.

<sup>284</sup> Vgl. Schlechter, 2006, S. 109.

<sup>285</sup> Preisendanz an Leyh, 27.07.1942, SBB PK, Bl. 131.

<sup>286</sup> Vgl. Müller, 1989, S. 67.

in Heidelberg intensiviert und Preisendanz ließ die obersten beiden Stockwerke des Magazins räumen.<sup>287</sup>

In Tübingen ging der o.g. Erlaß mit Datum vom 28.8. ein.<sup>288</sup> Es dauerte dann allerdings einige Monate, bis Leyh einen Bergungsort gefunden und die Transporte organisiert hatte. Am 21. Februar und am 10. April 1943 wurden schließlich die wertvollen Bestände, der Sachkatalog sowie das Universitätsarchiv, verpackt in 341 Kisten, in das Salzbergwerk Kochendorf in Bad Friedrichshall gebracht.<sup>289</sup>

Im Januar 1944 ließ auch Leyh die Bestände aus den beiden oberen Geschossen der Bibliothek in tiefer gelegene Räume verlagern.<sup>290</sup> Alarmiert durch den Bombenangriff auf Tübingen in der Nacht vom 15. auf den 16. März, den die Universitätsbibliothek fast unbeschadet überstand, bemühte sich Leyh weitere Bestände auszulagern, scheiterte mit seinem Ansinnen jedoch am Widerstand des Württemberger Kultusministeriums.<sup>291</sup> Zusammenfassend schrieb Leyh im September 1944 an Preisendanz:

An das Bücherumräumen denkt man kaum mehr u. so habe ich mich damit begnügt etwa 100.000 Bde von oben in die untersten Geschosse räumen zu lassen, freilich mit dem Ergebnis, daß man kaum etwas finden kann. Abtransport nach auswärts ist völlig ausgeschlossen.<sup>292</sup>

Während Leyh also noch weitere Teile des Tübinger Bestandes auswärts sichern wollte und ihm dies vom Kultusministerium in Stuttgart untersagt wurde, war es in Heidelberg genau umgekehrt: An Silvester 1943 überbrachte der zuständige Referent des badischen Ministeriums Preisendanz die Weisung aus Berlin, dass nur kriegswichtige Literatur im engeren Sinne vor Ort verbleiben dürfe und alle übrigen Bestände ausgelagert werden müssten.<sup>293</sup> Preisendanz stellte sich gegen diese Anordnung, um zumindest einen eingeschränkten Bibliotheksbetrieb gewährleisten zu können und strebte an, ca. 300.000 Bände in der UB Heidelberg zu belassen. Was zunächst wie ein beachtenswerter Akt der Opposition gegenüber dem NS-Regime und den damit verbundenen Risiken wirkt, muss bei genauerem Lesen des entsprechenden Briefes relativiert werden, da Preisendanz anmerkt, dass er bei dieser Entscheidung nicht nur seinen Rektor und Kultusminister, sondern auch das Berliner Ministerium hinter sich wisse.<sup>294</sup>

---

<sup>287</sup> Preisendanz an Leyh, 23.11.1942, SBB PK, Bl. 141.

<sup>288</sup> Vgl. Kowark, 1981, S. 83.

<sup>289</sup> Leyh an Preisendanz, 16.04.1943, UB HD, Bl. 121. S. hierzu auch Schrenk, Schatzkammer Salzbergwerk, 1997, S. 131.

<sup>290</sup> Vgl. Schrenk, 1997, S. 131.

<sup>291</sup> Leyh an Preisendanz, 28.03.1944, UB HD, Bl. 135. Vgl. dazu auch Kowark, 1981, S. 83.

<sup>292</sup> Leyh an Preisendanz, 13.09.1944, UB HD, Bl. 148.

<sup>293</sup> Preisendanz an Leyh, 04.01.1944, SBB PK, Bl. 163 sowie Schlechter, 2006, S. 110.

<sup>294</sup> Preisendanz an Leyh, 01.04.1944, SBB PK, Bl. 169. Bei Kriegsende verfügte die UB sogar noch über 600.000 Bände in Heidelberg (s. Schlechter, 2006, S. 111). Wobei sich hier die Frage stellt, gegen wessen Weisung Preisendanz dann verstoßen haben sollte; es sein denn, es gab noch eine weitere Stelle mit entsprechenden Befugnissen im Luftschutz.

Preisendanz blieb in der Folge nicht untätig und ließ von Januar bis April 1944 den Inhalt von etwa 25 Eisenbahnwaggons in der Saline Kochendorf einlagern.<sup>295</sup> Im Verlauf des Krieges ergaben sich nun jedoch zunehmende Schwierigkeiten bei der Bestandssicherung, die die Verfügbarkeit von Verpackungsmaterial, Transportmöglichkeiten sowie von Hilfskräften vor Ort betrafen. Im Winter 1943/44 erschwerte darüber hinaus Schnee den Transport in höhergelegene Bergungsorte. Vor allem aber konkurrierten immer mehr Bibliotheken, Archive und Museen um die räumlichen Ressourcen der Ausweichorte. Im April 1944 traten in Kochendorf dann zwei Mitbewerber auf den Plan, gegen die die Ansprüche der Bibliotheken zurückstehen mussten: Die Organisation Todt (OT) und die deutsche Rüstungsindustrie.<sup>296</sup> Preisendanz, der bereits vom Ausbau der Gipsgrube in Neckarzimmern zu Rüstungszwecken gehört hatte, schrieb dazu: „In Kochend.[orf] war auch eine mil.[itärische] Kommission mit ähnlichen Absichten größten, aller-größten Ausmaßes!“<sup>297</sup> Die Kommission entschied bei einem Besuch, dass die Saline zur bombensicheren Herstellung von Flugzeugturbinen geeignet sei und beanspruchte dafür zwei Salzkammern. Die zur Instandsetzung der Räumlichkeiten sowie zur Produktion benötigten Arbeitskräfte kamen aus einem Konzentrationslager, das sich in ca. zwei Kilometer Luftlinie vom Salzbergwerk befand.<sup>298</sup> Da die Arbeiten die gesamte Transportkapazität des Eingangsschachtes in Anspruch nahmen, erfolgte im Mai in Kochendorf ein Einlagerungsstopp für Kulturgut.<sup>299</sup>

Auf der Suche nach Alternativen stieß Preisendanz schnell auf das nahegelegene Salzbergwerk in Heilbronn, musste sich bei der Bergung aber mit anderen Institutionen arrangieren. Die Einlagerung der UB Heidelberg begann noch im Mai 1944, bereits im Juni wurden die letzten 40 Kisten angeliefert und Preisendanz meldete dazu an Leyh: „Sie [die Kisten, MH] sollen morgen und übermorgen weg nach

---

<sup>295</sup> Vgl. Schrenk, 1997, S. 42.

<sup>296</sup> Im Zuge des „Totalen Kriegs“ wurde im März 1944 unter Beteiligung des Rüstungsministers Albert Speer und des Generalfeldmarschalls der Luftwaffe, Erhard Milch, der sogenannte „Jägerstab“ gegründet, der die Flugzeugproduktion unter Kriegsbedingungen neu organisieren sollte. Vorrangiges Ziel dieses Entscheidungsgremiums, das ab August 1944 mit erweiterten Befugnissen unter dem Namen „Rüstungsstab“ arbeitete, war die Steigerung der Produktionszahlen von Jagdflugzeugen. Um dieses Ziel zu erreichen, wurden Rüstungsbetriebe verstärkt an bombensichere Orte, v.a. in Höhlen und Bergwerke, verlegt. Der Bedarf an Arbeitskräften für die teilweise gigantischen, Untertage durchgeführten, Bauvorhaben war enorm. Geleitet wurden die Baumaßnahmen von der paramilitärischen Organisation Todt, die auch für die Bereitstellung der Arbeitskräfte verantwortlich war und hierfür auf ein System von Konzentrationslagern (KZ) zurückgreifen konnte, die der in der Endphase der NS-Herrschaft ausgerufenen „Vernichtung durch Arbeit“ von Zwangsarbeitern und Häftlingen dienten. Zu diesen Vernichtungslagern gehörte auch das KZ Natzweiler, das im Mai 1941 südwestlich von Straßburg errichtet wurde und 52 Außenlager im Südwesten des Deutschen Reiches unterhielt. Die Lager Kochendorf („Eisbär“) und Neckargartach („Steinbock“) befanden sich dabei in unmittelbarer Nähe zu den Bergungsorten, die Leyh und Preisendanz nutzten. S. hierzu Benz/Distel, Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 6, 2007, S. 13; Risel, KZ in Heilbronn, 1987, S. 11 f. u. Riexinger/Ernst, Vernichtung durch Arbeit im Bergwerk, 2003, S. 78 f. u. 90 ff.

<sup>297</sup> Preisendanz an Leyh, 01.04.1944, SBB PK, Bl. 169.

<sup>298</sup> Vgl. Riexinger, Kochendorf. In: Benz/Distel, 2007, S. 117-121 u. Riexinger/Ernst, 2003, S. 78 f. u. 90 ff.

<sup>299</sup> Vgl. Schrenk, 1997, S. 42.

Heilbronn, wo jetzt auch finis Poloniae für uns sein wird; auch dort ist ein großes Rüstungswerk eingezogen, gegen das wir den kürzeren ziehen müssen.“<sup>300</sup> Die letzten Einlagerungen von Kulturgut in der Heilbronner Saline erfolgten im November 1944<sup>301</sup>, dennoch versuchte Leyh noch bis in den Januar 1945 Teile des Tübinger Bestandes in der Heilbronner Saline unterzubringen, war aber nicht mehr erfolgreich.<sup>302</sup>

Auch die Arbeitskräfte für Vorbereitung und Durchführung der Rüstungsproduktion im Salzbergwerk Heilbronn kamen aus einem im Stadtteil Neckargartach extra dafür eingerichteten Konzentrationslager.<sup>303</sup> In den Briefen finden sich keine Belege dafür, dass Leyh oder Preisendanz wussten, dass in den Bergwerken Menschen bis zum Erschöpfungs- oder Hungertod arbeiten mussten. Dagegen spricht auch, dass die Rüstungsproduktion und damit der Einsatz der Lagerarbeiter in den Salinen von Kochendorf und Heilbronn erst jeweils mehrere Monate nach dem Einlagerungsstopp für Kulturgüter begann und auch auf spätere Inspektionsreisen gibt es keine Hinweise in der Korrespondenz.

Der schriftliche Austausch rund um die Bergung von Bibliotheksgut dauerte bis Ende Januar 1945 und Preisendanz, der bis Mitte 1944 umfassende Erfahrungen hierzu gesammelt hatte, schilderte diese ausführlich. Man gewinnt aus den Briefen den Eindruck, dass er Leyh gerne behilflich sein wollte und zufrieden war, auch einmal der bibliotheksfachlich Ratgebende sein zu können.

## 6. Zusammenfassung

Die Briefe von Georg Leyh und Karl Preisendanz geben Einblick in das Denken und Handeln zweier Bibliothekare vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund der nationalsozialistischen Diktatur. Neben Zugängen zur Bibliotheks- und Universitätsgeschichte bietet die Korrespondenz auch Erkenntnisse zur Alltagsgeschichte der NS-Zeit, insbesondere zu den Jahren des Zweiten Weltkriegs. Anhand der Ego-dokumente wird deutlich, in welchem Maße Politik und Kriegsgeschehen die Arbeit in den Bibliotheken sowie das Privatleben der beiden Korrespondenten beeinflussten. Während die Menge der Briefe quantitative Aussagen, z.B. zur Frequenz und zur Verteilung bestimmter Merkmale, zulässt, ermöglicht die Dauer des Briefwechsels, Rückschlüsse auf Veränderungen in Einstellungen und Haltungen von Leyh und Preisendanz.

Leyh formulierte in den Briefen elegant und präzise. Seine Äußerungen fokussieren auf den Kern des jeweiligen Themas und einzelne Sätze bzw. Abschnitte lesen sich wie Aphorismen. In den Briefen gibt er sich selbstbewusst und äußerte seine Meinung oftmals sehr direkt. Seine Prinzipientreue ging mit

---

<sup>300</sup> Preisendanz an Leyh, 26.06.1944, SBB PK, Bl. 174.

<sup>301</sup> Vgl. Schrenk, 1997, S. 49 u. 52.

<sup>302</sup> Leyh an Preisendanz, 04.01.1945, SBB PK, Bl. 192.

<sup>303</sup> Vgl. Fischer, Neckargartach („Steinbock“). In: Benz/Distel, 2007, S. 144-147 u. Risel, 1987, S. 11 f.

Eigensinn und Starrköpfigkeit einher, was Lösungen in Konfliktsituationen erschwerte. Leyh hatte hohe Ansprüche an das bibliothekarische Berufsethos und sah sich selbst in der Pflicht für die Einhaltung der entsprechenden moralischen Ideale einzustehen. Dem Nationalsozialismus stand er ablehnend gegenüber, weil er die politischen Eingriffe in die Bibliotheksarbeit als Anmaßung empfand und die herrschende Ideologie seine Wertvorstellungen nur unzureichend berücksichtigte. Nach seinem gescheiterten Wechsel nach Berlin war Leyh desillusioniert, versuchte zunächst aber noch öffentlich Einfluss zu nehmen, bis er sich in Folge seines erzwungenen Rücktritts als VDB-Vorsitzender darauf beschränkte, über das ZfB Stellung zu beziehen. Er musste dabei aber immer vorsichtiger vorgehen und sein Idealismus wich in der Kriegszeit zunehmend Frustration und Verbitterung.

Der Schreibstil von Karl Preisendanz ist von einer gewissen Nachlässigkeit geprägt, die seiner permanenten Zeitnot geschuldet sein dürfte und sich in häufigen Abkürzungen, ausgelassenen Buchstaben sowie Rechtschreibfehlern äußert. Seine Ausführungen lassen zuweilen Unsicherheit erkennen, was anfänglich bei fachlichen Fragestellungen, in späteren Schreiben unter anderen bei seinen beruflichen Wechselentscheidungen offenbar wird. Bei diesen sich ihm bietenden Karrierechancen verhielt sich Preisendanz eher zögerlich und passiv. Die Übernahme der Straßburger Bibliotheksleitung machte er zunächst von einer finanziellen Besserstellung abhängig und als ihm diese in Aussicht gestellt wurde, erneuerte er sein Interesse nicht und überließ anderen die Entscheidung. Auch zu einem Wechsel an die PSB in das „katastrophulöse“ Berlin konnte sich Preisendanz nicht durchringen. Wiederum brauchte er lange für seine Entscheidung, scheute eine offizielle Absage aus persönlichen Gründen und ließ sich durch sein Ministerium für unabhkömmlich erklären. Ausweislich der untersuchten Selbstzeugnisse spricht viel dafür, dass Preisendanz politisch kaum interessiert war und aus reinem Opportunismus Mitglied der NSDAP wurde, um seine Karriere nicht zu gefährden. Während des Zweiten Weltkriegs flüchtete er sich in seine wissenschaftliche Arbeit und sehnte sich nach einer hauptberuflichen Tätigkeit als Hochschullehrer. Preisendanz' Stimmung wurde zunehmend defätistisch und angesichts der sich abzeichnenden Niederlage und seiner damit verbundenen drohenden Amtsenthebung mischte sich Existenzangst dazu.

Die Korrespondenz zwischen Georg Leyh und Karl Preisendanz begann als kollegialer Austausch, der über die Jahre immer mehr private Züge annahm. Nachdem in den ersten Jahren noch berufliche Themen dominierten, erfolgte ein Austausch ab 1938/39 zunehmend auch über persönliche Dinge. Das Verhältnis von Georg Leyh und Karl Preisendanz war zunächst geprägt vom Respekt vor der fachlichen bzw. wissenschaftlichen Leistung und Kompetenz des Anderen. Über die Zeit verstärken ihre Gemeinsamkeiten, die humanistische Bildung, das geisteswissenschaftliche Studium, die Hobbys sowie ihre in vielen bibliotheksfachlichen Punkten gleiche Meinung, die persönliche Bindung. Ihre späteren Briefe

offenbaren eine freundschaftliche Beziehung, worauf unter anderem der Wandel der Anredeformeln sowie ihre privaten Besuche schließen lassen. Vor allem in den Jahren des Zweiten Weltkriegs ist ein gegenseitiges Vertrauen zwischen Leyh und Preisendanz deutlich erkennbar. So hatte Leyh offensichtlich keine Sorge, dass seine teils offene Kritik an der politischen Führung sowie einzelnen Bibliotheksfunktionären von Preisendanz an Dritte weitergetragen würde. Ebenso ist die Tatsache, dass Leyh seine Tochter im Sommer 1939 in der Obhut der Familie Preisendanz gab, ein deutlicher Vertrauensbeweis. Die Aussagen in den Briefen erlauben den Schluss, dass die beiden Bibliothekare kaum befürchteten, dass ihre Briefe im Rahmen einer Postzensur gelesen werden könnten. Es scheint ihnen vielmehr darum gegangen zu sein, zu verhindern, dass ihr Briefpartner unvorsichtigerweise Informationen aus den Briefen mündlich in Umlauf brachte, die nicht der Parteilinie entsprachen und auf sie als Urheber deuteten.

Die in den Briefen behandelten Fachfragen sind vielfältig. Fortwährend thematisiert werden die Arbeiten für das Zentralblatt für Bibliothekswesen sowie das Handbuch für Bibliothekswissenschaft, deren Herausgeber Leyh war und für die Preisendanz diverse Beiträge verfasste. Gegenüber Preisendanz problematisierte Leyh vor allem die Erwerbungsfrage der Bibliotheken im Allgemeinen sowie den Hochschulschriftentausch im Besonderen und nahm darüber hinaus Stellung zur strukturellen Frage der Zweischichtigkeit. Deutlich ablehnend äußerte er sich über das nationalsozialistische Prestigeprojekt des Deutschen Gesamtkatalogs. Es ist auffällig, dass bibliothekspolitische Themen fast ausschließlich von Georg Leyh aufgeworfen wurden, während Karl Preisendanz meist Rat zu konkreten Problemen aus der täglichen Bibliothekspraxis suchte. Zu den übergeordneten fachlichen Fragestellungen hatte Preisendanz nur wenig beizutragen, so dass sich in den Briefen keine Debatten entwickelten und Leyhs Einlassungen oft die Form kurzer Kommuniqués annahmen. In den Kriegsjahren standen die Einschränkungen des Bibliotheksbetriebs, insbesondere der Mangel an qualifiziertem Personal und die Beschaffung ausländischer Literatur, aber auch private Themen, wie die berufliche Situation von Leyhs Tochter Uta oder praktische Fragen der Alltagsbewältigung, im Vordergrund. Die Briefe aus der zweiten Hälfte des Krieges enthalten zudem Nachrichten über die Zerstörung von Bibliotheken sowie den Tod von Kollegen und angesichts der näher rückenden Front wurde die Auslagerung von Bibliotheksbeständen zu einem zentralen Thema.

Leyh und Preisendanz schrieben sich nach 1945 noch einige Jahre, wobei die Frequenz ihrer Briefe abnahm. Georg Leyh beendete seine berufliche Tätigkeit 1947, publizierte aber bis ins hohe Alter weiter. Preisendanz trat 1951 als Bibliothekar in den Ruhestand, blieb aber Lehrbeauftragter für Paläogra-



phie an der Universität Heidelberg. Die beiden Bibliothekare verstarben 1968 im Abstand weniger Wochen, Preisendanz am 26.4. mit 85 Jahren, und Leyh kurz nach seinem 91. Geburtstag, am 19.6. desselben Jahres.

## 7. Quellen und Literatur

### 7.1 Archivalien

Nachlass Leyh: Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (SBB PK), Korrespondenz Preisendanz.

Nachlass Preisendanz: Universitätsbibliothek Heidelberg (UB HD), Heid. Hs. 3763 III A-629.

### 7.2 Gesetze und Verordnungen

Anordnung über die weitere Erhöhung der Mindestarbeitszeit im öffentlichen Dienst während des Krieges. In: Reichsgesetzblatt I, Nr. 41, 1944.

Badisches Besoldungsgesetz, Besoldungsordnung A. In: Badisches Gesetz- und Verordnungsblatt Nr. 11, 1928.

Gesetz zur Sicherung der Einheit von Partei und Staat. In: Reichsgesetzblatt I, Nr. 135, 1933.

Preußisches Besoldungsgesetz, Besoldungsordnung A. In: Preußische Gesetzessammlung Nr. 45, 1927.

### 7.3 Nachschlagewerke

Habermann, Alexandra, Rainer Klemmt u. Frauke Siefkes: Lexikon deutscher wissenschaftlicher Bibliothekare 1925-1980 (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Sonderhefte, Bd. 42). Frankfurt a. M.: Klostermann, 1985.

Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften: Deutsche Biographie. Verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/>

Meyers Großes Konversationslexikon, 6. Auflage 1905-1909. Verfügbar unter: <http://www.zeno.org/Meyers-1905>

Universität Heidelberg (Hrsg.): Personal- und Vorlesungsverzeichnis Wintersemester 1941/42. Heidelberg, 1941. Verfügbar unter: [https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/vv\\_ws1941\\_1942](https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/vv_ws1941_1942)

### 7.4 Literatur

Abb, Gustav: Die Eröffnung der Staatsbibliothek in Krakau. III: Rede des Herrn Generalgouverneurs Reichsminister Dr. Frank. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 58 (1941) 7/8, S. 255-259.

- Barbian, Jan-Pieter: Literaturpolitik im NS-Staat. Von der „Gleichschaltung“ bis zum Ruin. Fischer: Frankfurt a. M., 2010.
- Benz, Wolfgang u. Barbara Distel (Hrsg.): Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Bd. 6: Natzweiler, Groß Rose, Stutthof. München: Beck, 2007.
- Berschin, Walter: Reginbert von der Reichenau. In: Neue Deutsche Biographie 21 (2003), S. 266. Verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd104129476.html> [Zugriff am 7.6.2021].
- Borchardt, Peter: Deutsche Bibliothekspolitik im Elsaß. Zur Geschichte der Universitäts- und Landesbibliothek Straßburg 1871-1944. In: Paul Kaegbein u. Peter Vodosek (Hrsg.): Staatliche Initiative und Bibliotheksentwicklung seit der Aufklärung (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd.12). Wiesbaden: Harrassowitz, 1985, S.155-213.
- Briel, Cornelia: Beschlagnahm, erpresst, erbeutet. NS-Raubgut, Reichstauschstelle und Preußische Staatsbibliothek zwischen 1933 und 1945. Berlin u.a.: De Gruyter, 2013.
- dies.: Hugo Andres Krüß – preußischer Beamter im NS-Staat. In: Saur, Klaus G.u. Martin Hollender (Hrsg.): Selbstbehauptung – Anpassung – Gleichschaltung – Verstrickung. Die Preußische Staatsbibliothek und das deutsche Bibliothekswesen 1933-1945. Frankfurt a.M.: Klostermann, 2014, S. 98-120.
- Budde, Gunilla: Geschichtswissenschaft. In: Marie Isabel Matthews-Schlinzig et al (Hrsg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Berlin u.a.: De Gruyter, 2020, S. 61-80.
- Chaniotis, Angelos u. Ulrich Thaler: Altertumswissenschaften. In: Eckart, Wolfgang U., Volker Sellin u. Eike Wolgast (Hrsg.): Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus. Heidelberg: Springer, 2006, S. 391-434.
- Deinert, Juliane: „Politisieren [...] strengstens untersagt.“ – Die Universitätsbibliothek Göttingen in den Vorkriegsjahren zwischen 1933 und 1939 (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, H. 409). Berlin: Humboldt-Univ., 2016. Verfügbar unter: <https://doi.org/10.18452/2152> [Zugriff am 13.5.2021].
- Dosa, Marta L.: Libraries in the political scene (Contributions in librarianship and information science, Bd. 7). Westport u.a.: Greenwood Press, 1974.
- Ehlers, Klaas-Hinrich: Der „Deutsche Gruß“ in Briefen. Zur historischen Soziolinguistik und Pragmatik eines verordneten Sprachgebrauchs. In: Linguistik online 55 (2012) 5, S. 3-19.
- Enderle, Wilfried: Karl Julius Hartmann als Direktor der Universitätsbibliothek in Göttingen (1935-1958). In: Knoche, Michael u. Wolfgang Schmitz (Hrsg.): Wissenschaftliche Bibliothekare im Nationalsozialismus. Handlungsspielräume, Kontinuitäten, Deutungsmuster (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 46). Wiesbaden: Harrassowitz, 2011, S. 193-223.
- ders.: Kontinuität der Krise, Krise der Kontinuität? – Zur Geschichte wissenschaftlicher Bibliotheken im Nationalsozialismus. In: Bibliothek – Forschung und Praxis 41 (2017) 3, S. 330-352.

- Falter, Jürgen W.: Hitlers Parteigenossen. Die Mitglieder der NSDAP 1919-1945. Frankfurt u.a.: Campus, 2020.
- Fischer, Georg: Neckargartach („Steinbock“). In: Benz, Wolfgang u. Barbara Distel (Hrsg.): Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Bd. 6: Natzweiler, Groß Rose, Stutthof. München: Beck, 2007, S. 144-147.
- Flachowsky, Sören: Wissenschafts- und Bibliothekspolitik 1933 bis 1945. In: Saur, Klaus G. u. Martin Hollender (Hrsg.): Selbstbehauptung – Anpassung – Gleichschaltung – Verstrickung. Die Preussische Staatsbibliothek und das deutsche Bibliothekswesen 1933-1945. Frankfurt a.M.: Klostermann, 2014. S. 35-68.
- Fuchs, Hermann: Der Deutsche Gesamtkatalog als Organisation und Leistung. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 55 (1938) 9/10, S. 443-457.
- Gebhardt, Walther: Georg Leyh 1877-1977. Betrachtungen zu seinem hundertsten Geburtstag. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 24 (1977) 3, S. 209-223.
- ders.: Leyh, Georg. In: Neue Deutsche Biographie 14 (1985), S. 434 f. Verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118572520.html> [Zugriff am 14.6.2021].
- Geiger, Karl: Ueber Mißstände im Dissertationswesen. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 24 (1907) 8/9, S. 394-417.
- Glauning, Otto: Dissertationsfragen. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 49 (1932) 8, S. 371-379.
- Hagenau, Bernd: Der deutsche Gesamtkatalog. Vergangenheit und Zukunft einer Idee (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, Bd. 27). Wiesbaden: Harrassowitz, 1988.
- Happel, Hans-Gerd: Das wissenschaftliche Bibliothekswesen im Nationalsozialismus. Unter besonderer Berücksichtigung der Universitätsbibliotheken (Beiträge zur Bibliothekstheorie und Bibliotheksgeschichte, Bd. 1). München u.a.: Saur, 1989.
- Hartig, Christine: Briefe als Zugang zu einer Alltagsgeschichte des Nationalsozialismus (Hamburger Alltagsgeschichten im NS). Hier: Innere Zensur oder Selbstzensur – Selbstbeschneidung aufgrund von Zensur, Propaganda und gesellschaftlichen Konventionen. Stand: 04-2017. Verfügbar unter: <https://ns-alltagsgeschichten.blogs.uni-hamburg.de/wp-content/uploads/themen/Briefe-als-Quelle/?p=6> [Zugriff am 26.5.2021].
- Heidelberger Geschichtsverein e.V. (HGV): Zeittafel zur Heidelberger Geschichte ab 1933. Verfügbar unter: <http://www.s197410804.online.de/Zeiten/1933.htm> [Zugriff am 29.06.2021].
- Heim, Harro: Briefe deutscher Bibliothekare. Eine Auswahl aus den Jahren 1822 bis 1931. In: Weber, Otfried (Hrsg.): Bibliothek und Buch in Geschichte und Gegenwart. München: Verl. Dokumentation, 1976.

- Hoser, Paul: Entnazifizierung. Publiziert am 05.02.2013. In: Historisches Lexikon Bayerns. Verfügbar unter: <https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Entnazifizierung> [Zugriff am 02.06.2021].
- Jürgens, Adolf: Zur Frage des Schriftenaustausches. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 49 (1932) 11, S. 540-543.
- Junginger, Horst: Jakob Wilhelm Hauer. In: Fahlbusch, Michael, Ingo Harr u. Alexander Pinwinkler (Hrsg.): Handbuch der völkischen Wissenschaften, Bd. 1, 2. Aufl. Berlin u.a.: De Gruyter, 2017, S. 274-278
- Kind, Helmut: Aus der Welt der Bibliothekare. Die Briefe Paul Schwenkes an Karl Dziatzko, 1887-1903. In: Bibliothek und Wissenschaft 38 (2005), S. 85-98.
- Kirchner, Joachim: Schrifttum und wissenschaftliche Bibliotheken im nationalsozialistischen Deutschland. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 50 (1933) 8/9, S. 514-525.
- Klessmann, Christoph: Der Generalgouverneur Hans Frank. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 19 (1971) 3, S. 245-260.
- Knoche, Michael: „Das Amt niemals in propagandistischem Sinne ausgeübt“ – Georg Leyh schreibt Persilscheine (1). In: Aus der Forschungsbibliothek Krefeld, 1. März 2021. Verfügbar unter: <https://biblio.hypotheses.org/2307> [Zugriff am: 11.5.2021].
- ders.: „Ich bedaure sehr, dass man Ihnen Ihre Ruhe immer noch nicht gönnt“ – Georg Leyh schreibt Persilscheine (2). In: Aus der Forschungsbibliothek Krefeld, 22. März. Verfügbar unter: <https://biblio.hypotheses.org/2316> 2021 [Zugriff am: 11.5.2021].
- Köstner, Christina: Paul Heigl (1887-1945). Ein politisch engagierter Bibliothekar des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung und der Nationalbibliothek Wien. In: Karl Hruza (Hrsg.): Österreichische Historiker 1900-1945, Bd. 1. Wien u.a.: Böhlau, 2008, S. 569-595.
- Komorowski, Manfred: Die wissenschaftlichen Bibliotheken während des Nationalsozialismus. In: Peter Vodosek u. Manfred Komorowski (Hrsg.): Bibliotheken während des Nationalsozialismus, 1 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 16). Wiesbaden: Harrassowitz, 1989, S. 1-24.
- ders.: Die Tagungsprotokolle des Reichsbeirats für Bibliotheksangelegenheiten (1937-1943). In: Bibliothek – Forschung und Praxis 16 (1992) 1, S. 66-98.
- Kowark, Hannsjörg: Georg Leyh und die Universitätsbibliothek Tübingen (1921-1947) (Contubernium, Bd. 19). Tübingen: Mohr, 1981.
- Krosta, Frank: Die Universitätsbibliothek Bonn in der Zeit des Nationalsozialismus. Personal, Erwerbung, Benutzung (Forum Deutsche Geschichte, Bd. 19). München: Martin Meidenbauer Verl.-Buchh., 2008.

- Kummer, Rudolf: Das wissenschaftliche Bibliothekswesen im nationalsozialistischen Deutschland. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 55 (1938), 9/10, S. 399-413.
- Leyh, Georg: Stellung und Aufgabe der wissenschaftlichen Bibliothek in der Zeit. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 53 (1936) 9/10, S. 473-482.
- ders.: Mißstände im Dissertationswesen. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 55 (1938) 9/10, S. 544-552.
- ders.: Noch einmal. Die Misstände im Dissertationenwesen. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 57 (1940) 4, S. 167-172.
- ders.: Spannungen und Lösungen im akademischen Schriftentausch. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 58 (1941) 7/8, S. 259-273.
- ders.: Das neue Berufsideal des Bibliothekars. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 63 (1949) 3/4, S. 95-97.
- ders.: Der Bibliothekar der Zukunft. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 63 (1949) 5/6, S. 151-171,
- ders.: Durchbildung der wissenschaftlichen Gebrauchsbibliothek. In: Ders. (Hrsg.): Handbuch der Bibliothekswissenschaft, Bd. 3.2, 2. Aufl. Wiesbaden: Harrassowitz, 1957, S. 307-491.
- Lindau, Hans: Akademischer Schriftentausch und Reihendrucke. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 46 (1929) 7, S. 350-353.
- Lohse, Gerhart: Die Bibliotheksdirektoren der ehemals preußischen Universitäten und Technischen Hochschulen 1900-1985 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Bd. 26). Köln u.a.: Böhlau, 1988.
- Lotz, Wolfgang: Die Deutsche Reichspost 1933-1945. Eine politische Verwaltungsgeschichte. Bd. 1, 1933-1939. Berlin: Nicolai, 1999.
- Lutz, Hans: Überlegungen zum Dissertationentausch. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 53 (1936) 12, S. 695-700.
- Möhler, Rainer: Die Reichsuniversität Straßburg 1940-1944. Eine nationalsozialistische Musteruniversität zwischen Wissenschaft, Volkstumspolitik und Verbrechen. Stuttgart: Kohlhammer, 2020.
- Müller, Hildegard: Die Universitätsbibliothek Heidelberg im Dritten Reich. In: Toussaint, Ingo (Hrsg.): Die Universitätsbibliotheken Heidelberg, Jena und Köln unter dem Nationalsozialismus. München u.a.: Saur, 1989, S. 11-89.
- Niethammer, Lutz: Die Mitläuferfabrik. Die Entnazifizierung am Beispiel Bayerns. Berlin u.a.: Dietz, 1982.
- Pauschardt, Heike: Rationalisierung – Optimierung. Neue Wege in der Briefbeförderung in der Weimarer Republik. In: Klaus Beyrer (Hrsg.): Der Brief, eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation. 2. Aufl. Heidelberg: Braus, 1997, S. 120-127.

- Prinzhorn, Fritz: Die Aufgaben der Bibliotheken im nationalsozialistischen Deutschland. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 51 (1934) 8/9, S. 465-471.
- Riexinger, Klaus u. Detlef Ernst: Vernichtung durch Arbeit im Bergwerk. Die Geschichte des Konzentrationslagers Kochendorf – Außenkommando des KZ Natzweiler-Struthof. Tübingen: Silberburg-Verl., 2003.
- Risel, Heinz: KZ in Heilbronn. Das „SS-Arbeitslager Steinbock“ in Neckargartach. Heilbronn: Selbstverl., 1987.
- Schlechter, Armin: Die Universitätsbibliothek. In: Eckart, Wolfgang U., Volker Sellin u. Eike Wolgast (Hrsg.): Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus. Heidelberg: Springer, 2006, S. 95-122.
- Schochow, Werner: Die Bibliothek „als eine in musterhafter Ordnung befindliche Anstalt“. Emil Gratzl, der Mensch und der Bibliothekar, in seinen Briefen an Georg Leyh. In: Bibliotheksforum Bayern 13 (1985) 2, S. 122-146.
- Schrenk, Christhard: Schatzkammer Salzbergwerk. Kulturgüter überdauern in Heilbronn und Kochendorf den Zweiten Weltkrieg (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Heilbronn, Bd. 8). Stadtarchiv Heilbronn, 1997. Verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:101:1-2014101625622> [Zugriff am: 2.5.2021].
- Seider, Richard: Karl Preisendanz. In: Bibliothek und Wissenschaft 7 (1970), S. 11-23.
- Syré, Ludger: Die Badische Landesbibliothek im Zweiten Weltkrieg – Untergang und Neuanfang. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 154 (2006), S. 493-515.
- Treitschke, Heinrich von: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Bd. 2: Bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Leipzig: Hirzel, 1882.